Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

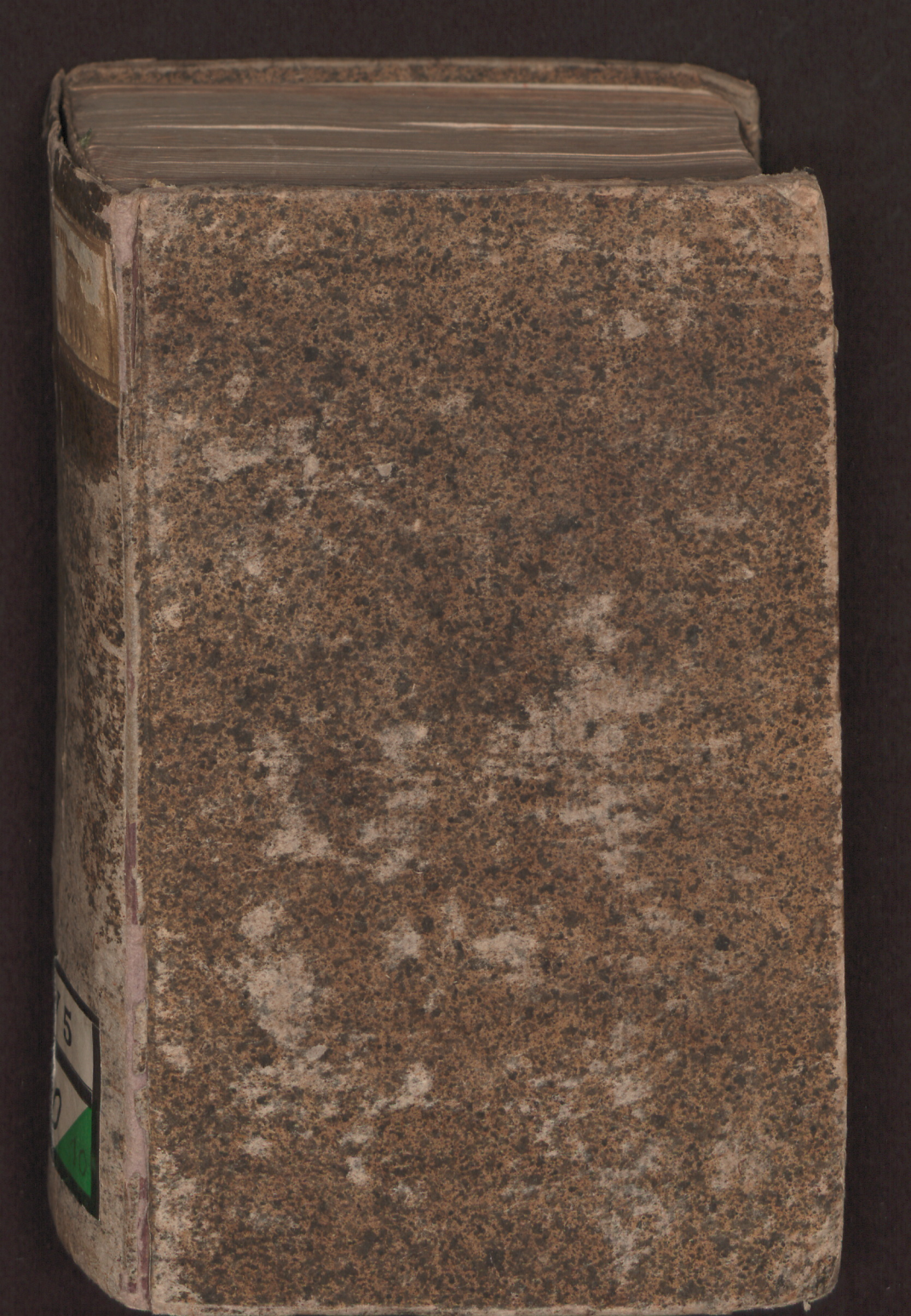
Johann Friedrich Löwen

Das Mistrauen aus Zärtlichkeit : ein Lustspiel in dreyen Aufzügen

Hamburg: Bey Johann Christian Brandt, 1764

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688502270

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN



Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688502270/phys_0001
DFG

Obv.5
1020

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688502270/phys_0002
DFG

von Löwen

X

1764.

1.) Das Mißtrauen aus Zärtlichkeit.

2.) Nomine. 1750.

3.) Der Anatomist. 1748.

4.) Die beschämte Thorheit. 1755.

5.) Die bestraften Betrüger. 1764

6.) Der Zwang zum Klosterleben. 1759.

7.) Die Sitten der Zeit. 1762.

1748-1764.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688502270/phys_0003
DFG

1.

Das

Misfrauen

aus

Zärtlichkeit.

Ein Lustspiel in dreyen Aufzügen.

von

Johann Friedrich Löwen

GROSSH. REGIERUNGSBIBLIOTHEK

Goedek. ²IV, 27 (§205, 10, 16)

Hamburg,
Bey Johann Christian Brandt.
1764.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688502270/phys_0005
DFG

Das

Mißtrauen

und

Zärtlichkeit.

Ein Lustspiel in drey Aufzügen.

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1688502270/phys_0006
DFG

An die

Durchlauchtigste Fürstinn

Ulrika Sophia

Herzoginn zu Meklenburg-
Schwerin.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688502270/phys_0007
DFG

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1688502270/phys_0008
DFG

Durchlauchtigste Fürstinn,

Gnädigste Herzoginn und Frau!

Schon vor vielen Jahren haben **Höchstdieselben** einige auf Befehl verfertigte theatralische Prologe, die ich aber vor viel zu unreif halte, als daß ich sie bekannt machen sollte, einer gnädigen Nachsicht gewürdiget, und mich mit der **Ihnen** beywohnenden leutseligen Art aufzumuntern geruhet. Allein, da ich die Verbindlichkeiten des theatralischen Dichters kenne, und mit den Regeln, die man ihm aufbürdet, sehr wohl bekannt bin; so habe ich mich lange gehütet, die dornichten Wege der theatralischen Dichtkunst zu betreten. Vielleicht urtheilen **Höchstdieselben** bey der Durchlesung des gegenwärtigen Stückes eben so, wie das

kleine Häuflein des critischen Publici davon urtheilen könnte; und befehlen mir, geschwinde von diesem Wege, der für mich zu unabsehlich ist, wieder umzukehren. Da ich inzwischen diesen Weg einmal gegangen bin; so ist es meine Schuldigkeit, daß ich Euer Durchl. einige Rechenschaft von dem gegenwärtigen Lustspiele gebe. Ich hatte mir vorgesetzt, ein Stück zu verfertigen, wovon die Geschichte so kurz, so simpel, und so unverwickelt als es nur immer möglich ist, seyn sollte. Wir haben nicht viele Stücke von der Art; und ohngeachtet Diderot für diese Gattung sehr eingenommen ist, so herrschet doch in den seinigen noch immer zu viel Verwickelung. Ich kenne alle die Schwierigkeiten, die sich ereignen, wenn man ein solches Stück verfertigen will. Der Plan ist leicht; und dieß verführet. Aber die Ausführung ist schwer; und dieß ermüdet uns oft mitten im arbeiten. Es bleibt ausgemacht, daß das gröβte Verdienst dieser Stücke, auβer der Kunst nicht matt zu werden,

und

und seine Materie zu unterstützen, die Kunst zu dialogiren seyn müsse. Eine schwere Kunst; und die doch viele Schriftsteller, und noch mehr Leser und Zuschauer vor so leicht halten. Man muß die Alten mehr als einmal gelesen haben, wenn man hier kein Lehrling bleiben will. Selbst Homer kann das größte Muster für einen theatralischen Dichter in der Art zu dialogiren seyn. Aber es gehört Geschmack dazu, ihn zu lesen; und noch mehr Geschmack, aus den Empfindungen, die in den Reden seiner Helden herrschen, Regeln für das Dialog zu ziehen. Unter den Römern ist Terenz ein unnachahmliches Muster; und keiner unter den Franzosen hat das Verdienst des Römers besser im Lustspiele zu nutzen gewußt, als Moliere, und auf das Trauerspiel so glücklich angewandt, als Corneille. Man vergleiche mit diesen Männern die Reden der neuesten theatralischen Dichter. Gewebe und Verwickelung genug! Man sieht überall Spuren des erfindsamen Kopfes; aber wo bleibt

das Spiel der Handlungen und der Leidenschaften? Die meisten lassen ihre Personen declamiren, nicht dialogiren. Sie werden Redner, aber bleiben keine handelnde Personen mehr. Ich will, wenn ich vor dem Schauplatze stehe, Personen wirklich mit einander beschäfftiget sehen. Ich will sehen, wie einer für den andern, oder jeder für sich selbst, sich interessiret. Dieß Interesse soll fortdauern, soll ununterbrochen fortdauern. Hierzu gehört aber, daß man das Geheimniß der Dialoge wohl studiret habe. Diejenigen Verfasser, die uns mit der sogenannten weinerlichen Comödie bekannt gemacht haben, der ich meinen Beyfall eben nicht versage, verfallen sehr oft in den Fehler, daß sie uns Personen zeigen, die schöne Perioden und lehrreiche Sentenzen hersagen; aber zum Unglück immer gerade zu einer Zeit, da sie handeln sollten, und da der Affect, wenn er ja dann und wann Funken des Witzes oder der Moral äußert, sich doch gewiß nicht in langen Sentenzen verliert. Alle solche

Stel-

Stellen gehören ins Lehrgedicht; aber nicht ins Lustspiel oder in die Tragödie. Dort machen sie das Wesen des Gedichts aus, hier aber sind sie nichts als ein elendes Skelett.

Aber wird man diese Kunst zu dialogiren in meinem gegenwärtigen Stücke nicht auch vermissen? Ich wünsche es nicht; und wenn es wäre, so würde mich nichts entschuldigen können. Die Geschichte meines Lustspiels ist sehr einfach, und es wäre unnöthig, sie hier voran zu schicken. Auch die Charactere meiner spielenden Personen stechen nicht sehr einer vor dem andern hervor; oder besser zu reden, sie sind nicht so sehr Contrast, als es gewisse Lieblingszuschauer gern wünschen. Mein Arist ist ein gutherziger Mann, der dabey edel aber strenge denkt; und der aus einer allzugroßen Liebe zur Rechtschaffenheit gegen alle Menschen mistrauisch geworden ist. Das Unrecht, welches er am Hofe gelitten, und die Familienplagen haben in seine Denkungsart eine Mischung von Menschenhaß, Spott,

und sehr viel von dem bekannten Sonderbaren gebracht, was der Engelländer sehr schön mit dem Worte **Humour** bezeichnet. Dieser Laune muß man bey allem seinem Mistrauen den Witz zuschreiben, der manchesmal in seinen Reden herrschet; aber der fast immer Spötterey zum Grunde hat. Es ist kein Horazisches feines Salz, sondern die scharfe Peize des Juvenals. Kurz, Arist ist ein moralischer Hypochondrist. Geront, sein Bruder ist der ehrlichste, bravste Biedermann; dessen Erziehung, weil er nie mit der großen Welt Umgang gehabt, nur nicht ist verfeinert worden. Er ist gerade zu, hat den Anschein eines Gleichgültigen in dem was man Galanterie, oder Ausschweifung nennt; aber denkt im Grunde rechtschaffener und uneigennütziger als die Reichen gemeiniglich denken; und ich fürchte immer mehr in ihm als in Aristen, eine idealische Person geschildert zu haben. Henriette und Valer sind die wohlgezogensten, edelgesinntesten und zärtlichsten jungen Leute, die man

sich

sich nur vorstellen kann. In Absicht der geschilderten Bedienten aber könnte man mir vielleicht den Fehler vorwerfen, daß ich sie für deutsche Lakays zu witzig und oft zu gelehrt habe sprechen lassen. Es ist wahr: viele Bediente in Paris würden in Deutschland manche Herrschaft beschämen, die an Einfalt und blödem Verstande ihren Bedienten nichts nachgiebt. Allein es sind denn doch unter unsern deutschen Bedienten hin und wieder verschlagene Köpfe, die nicht ganz und gar ohne Witz sind, die den Lakaeismus recht zu nutzen wissen, die durch allerley Kniffe sich zu Ehrenämtern schwingen, und nach zwanzig Jahren statt der Schnüre Ritterbänder tragen. Man denke sich in den Personen des Johann und Heinrichs solche Garderobe Genies; und die Unwahrscheinlichkeit wird wegfallen.

Dieses ist es, was ich Höchstdenenselben zur Rechtfertigung meines Lustspiels habe anführen wollen. Ich habe dieses für schicklicher zu seyn erachtet, als wenn ich Höchstdenen-

denenselben eine kriechende Dedication in dem gewöhnlichen Tone der Schmeicheley zu Füssen legte. Ich würde in selbiger höchstens das zum Ueberfluß haben erzählen müssen, wovon jedermann schon überzeuget ist. Und könnte für einen Autor, der noch dazu unter der gnädigen Aufmunterung einer Fürstinn arbeitet, wohl ein besseres Glück seyn, als die Zuversicht, daß eben diese Fürstinn niemals den Künsten und Wissenschaften ihren Schutz entziehen werde? In dieser Zuversicht ersterbe ich

Ew. Durchl.

unterthänig-gehorsamster,

Der Verfasser.

Das

Mistrauen

aus

Zärtlichkeit.

Ein Lustspiel.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688502270/phys_0017
DFG

Personen.

Ariſt. Ein Edelmann, der am Hofe gedienet hat.

Henriette. Seine Tochter.

Die Gräfinn von Meran.

Valer. Henriettens Liebhaber.

Geront. Ariſtens Bruder.

Johann. Ariſtens Bedienter.

Heinrich. Valerens Bedienter.

Cathrine. Henriettens Mädgen.

Der Schauplatz iſt in Ariſtens Wohnung, in einem Saale, an welchen ein Cabinett ſtößt.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688502270/phys_0018
DFG

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Valer. Heinrich.

Heinrich, (der im geschwinden Hereingehen dem Valer nachfolget.)

Aber, mein Herr!

Valer. Nicht ein Wort mehr, daß sage ich dir.

Heinrich. Aber was zum Teufel! wollen Sie denn so frühe in Reisekleidern?

Valer. Henrietten sprechen, ihren Vater fliehen und reisen. Geschwinde, mache mir keine Einwendungen. Laß aufpacken, wecke jemand im Hause, und mache, daß ich Henrietten zu sehen bekomme. (Er wirft sich in einen Lehnstuhl.)

Heinrich. Ein Verliebter ist doch ein wunderlich Geschöpf! Es ist mit ihm eben so schlecht auszukommen, als mit einem Poeten; denn beyde gönnen ihren Bedienten gleich wenig Ruhe. Der eine, wenn er seinen Vers nicht ausfüllen kann, und sich lange nach Mitternacht die Lampe wieder anzünden

Landesbibliothek Schwerin

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688502270/phys_0019
DFG

den läßt, und jener, wenn ihn die verliebten Träume quälen, oder die Verzweiflung ihm gar den Pilgrimstab in die Hand giebt.

Valer. Bist du noch hier?

Heinrich. Eben wollte ich gehen.

Zweyter Auftritt.

Valer, allein.

Was wird Arist sagen, wenn er hören wird, daß ich mich zur Abreise anschicke; daß ich ohne den geringsten Vorwand, ohne die mindesten Geschäffte vorzuschützen, sein Haus verlassen will, in welchem ich über anderthalb Jahre die größesten Gutthaten von einem Menschen genossen habe, der von der ganzen menschlichen Gesellschaft nichts als Undank und Widerwillen einzuerndten glaubt. Ach, wenn diese verstellte Reise so viel wirken könnte, daß doch endlich einmal Henriette die Meinige würde. (Er steht auf) Unglücklicher Valer! Du schmeichelst dir vergebens. Die Ausflüchte, die dieser Eigensinnige nun schon so lange angewandt hat, benehmen mir allen Muth und alle Hoffnung. Arist ist ein wunderlicher Kopf, ein Mann der der ganzen Welt nicht trauet, dessen empfindliche Seele bloß darum von jedermann übels vermuthet, weil nicht alle Menschen in dem Grade empfindlich sind, wie er. Kurz, er ist einer von den sonderbaren Leuten, bey denen das Mistrauen zur halben Tugend wird, weil es auf einen so liebenswürdigen Grund gebauet ist. Aber was habe ich vor Vortheil davon,

daß

daß ich ihn entschuldige? Ich, ihn entschuldigen? Habe ich auch Antheil an seiner Zärtlichkeit? Der Verstand spricht ihn frey; aber mein Herz klagt ihn an. Der Unempfindliche! — Ach nur bloß gegen sein Kind und mich. Was vor Umschweife und Ausflüchte ersinnt er nicht, sich unserer Verbindung zu widersetzen! Mit welchem bittern Lächeln macht er sich auf meine Kosten über die Liebesbegebenheiten der Romanhelden lustig. Seit den anderthalb Jahren, die ich hier zubringe, machen dergleichen Spöttereyen sein ganzes Betragen gegen mich aus. Himmel! was würde nicht geschehen, wenn er meinen Fehltritt wüßte; den einzigen wahren Fehltritt, der mir so viel Quaal verursachet hat: meinen thörichten Liebeshandel mit der Gräfinn. Nein, hievon muß ihm durchaus nichts bekannt werden. Aber, was will Geront!

Dritter Auftritt.

Valer. Geront.

Geront. Guten Morgen, Valer!

Valer. Ihr Diener, Herr Geront!

Geront. Sagen Sie mir doch, warum Sie das ganze Haus so früh schon im Othem setzen? So reisefertig, ohne jemand vorher ein Wort davon wissen zu lassen! Nehmen Sie mir es nicht übel, mein Herr! Das schmeckt eben nicht sehr nach einer guten Lebensart. Ich bin zwar nur gerade zu, wohne seit zwey Jahren erst hier bey meinem Bruder in der Stadt, und bin niemals am Hofe noch

in der großen Welt gewesen; aber beym Teufel! wenn ich so hinter der Thüre aus einem Hause Abschied nehmen wollte, wo ich, wie Sie, von der Tochter mich hätte lieben, und von dem Vater hätte füttern lassen, ich würde meine Augen nicht wieder aufschlagen.

Valer. Haben Sie nun ausgeredet, Herr Geront!

Geront. Wollen Sie noch mehr hören? — Sie werden Henrietten nicht bekommen, denn Sie vermehren durch Ihre heimliche Wegreise das Mistrauen meines Bruders. Nun habe ich Ihnen alles gesaget. Leben Sie wohl.

Valer. Hören Sie doch, Herr Geront! (Er sucht ihn aufzuhalten).

Geront. Ich brauche gar nichts zu hören.

Valer. Sie werden doch meine Rechtfertigung anhören.

Geront. Sie sind ein Undankbarer. Das ist für mich Rechtfertigung genug. Leben Sie wohl.

Valer. Daß ist ein verzweifelter Mann! Nur ein einziges Wort, Herr Geront, und dann können Sie mich verdammen.

Geront. Lassen Sie doch die schöne Vertheidigung hören.

Valer. Wer hat Ihnen einbilden können, daß ich als ein Undankbarer das Haus meines Wohlthäters verlassen würde? Ja, ich gestehe Ihnen, meine Absicht ist noch heute von hier zu reisen; aber ich werde gewiß erst die Pflichten erfüllen, die ich Aristen, Henrietten und Ihnen, mein Herr, schuldig bin,

Geront.

Geront. Und die Ursache Ihrer schleunigen Abreise?

Valer. Die Ursache? Sie wissen selbst wie lange ich um Henrietten seufze. Alles was ich von ihrem grausamen Vater erlangen kann, sind die Wohlthaten, mit denen er mich überhäuft, und höchstens die Erlaubniß, meiner Schönen sagen zu dürfen, daß ich sie liebe. Allein das ist auch alles. So bald ich auf eine ernsthafte Art mich bey Aristen um die Erfüllung meiner Wünsche bewerbe, so sind Spöttereyen seine ganze Antwort; und ich sehe wohl, Herr Arist will mich durch selbige auf eine höfliche Art los zu werden suchen; folglich ist es am besten, ich reise.

Geront. Sie betrügen sich, Herr Valer! Sie betrügen sich! Ja so seyd ihr jungen Herren alle. Wenn man eure Neigung nicht auf der Stelle erfüllet, so seyd ihr auffahrend, widerspänstig und hitzig. Ihr gleichet dem siedenden Wasser, das von zu vieler Hitze aufsprudelt, und so lange kochet, bis nicht ein Tropfen in dem Gefäße übrig ist. Machen Sie die Anmerkung auf Ihre Liebe, mein Herr!

Valer. Ihre Vergleichung, Herr Geront, ist sehr zur Unzeit angebracht. Sagen Sie mir nur, habe ich nicht Ursache misvergnügt zu seyn?

Geront. Lange noch nicht so viel Ursache als die Helden der Romane, die mein Bruder doch so ofte zum Muster anführet. Wo sind Ihre Verdienste um Ihre Prinzeßinn? Von welchem bezaubernden Schlosse haben Sie selbige erlöset, und von

welchem feurigen Drachen haben Sie sie errettet.

Valer. Wie, Sie können mit meiner Zärtlichkeit noch ein Gespötte treiben? Wahrhaftig, ich würde Sie vor Aristens Bruder halten, wenn ich auch nicht wüßte, daß Sie es wirklich wären.

Geront. Sie thun meinem Bruder und mir zu nahe, Herr Valer! Sie können glauben, daß Arist keinen, als Sie zum Schwiegersohn wählen wird.

Valer. Allein was zögert er denn?

Geront. Er hat nun einmal seine Grillen, und welcher Mensch hat die nicht?

Valer. Aber zum Henker! bey einer so wichtigen Sache?

Geront. Eben bey einer wichtigen Sache stehen die Grillen an ihrer rechten Stelle.

Valer. Ich kann aber bey dem allen nicht die Ursachen einsehen, warum er mich so lange schon seufzen läßt. Herr Geront! Sie sind sein Bruder, sein Freund! Sie müssen ihn kennen; eröffnen Sie mir sein Geheimniß.

Geront. Narren und Bösewichter haben in ihrer Aufführung Geheimnisse; aber mein Bruder, so ein kluger Thor er auch manchesmal in seinen Handlungen ist, hat doch keine. Mein lieber Valer! er handelt nach Grundsätzen wie er mir mehr als einmal gesagt hat; die eine lange Erfahrung bey ihm geltend gemacht haben. Er ist, mit einem Worte, ein Mann, der der ganzen Welt nicht trauet, weil ein Million tausendmal kleiner Theil der Welt ihn betrogen hat.

Valer.

Valer. Ich kenne seinen Charakter.

Geront. O Sie kennen ihn noch lange nicht recht. Die jungen Leute sehen doch niemals bis auf den Grund. Haben Sie wohl in der Zeit, die Sie bey meinem Bruder zugebracht, die Geduld gehabt, seinen Charakter zu studiren. Das Aeusserliche betrügt gewaltig, mein lieber Valer. Vornehmlich bey meinem Bruder. Er scheint von einer freyen und muntern Gemüthsart zu seyn. Er scherzt und spöttelt nicht selten, und das manchesmal nicht ohne Witz; aber unter diesem Scheine der guten Laune verbirgt er sein Mistrauen. Doch, das lassen Sie sich gesagt seyn: das Mistrauen meines Bruders hat keinen Eigennutz sondern Empfindung zum Grunde.

Valer. Alles, was Sie mir da von Aristen erzählen, habe ich lange erfahren.

Geront. Und Sie können mich noch nach der Verzögerung seines Entschlusses zur Heyrath mit seiner Tochter fragen? Sein vom Hofe erlittenes Unrecht, die Wuth seiner Feinde, und die Treulosigkeit seiner Anverwandten rechtfertigen sein Betragen hinlänglich. Er hat ein Mistrauen gegen alle Menschen.

Valer. Auch gegen mich?

Geront. Ja! die grausame Philosophie, die ihn die Erfahrung gelehrt, hat auch den Verdacht gegen Sie rege gemacht. Ja, ganz gewiß gegen Sie selbst.

Valer. Und weswegen denn?

Geront. Weswegen? — Ey zum Henker!

giebt es nicht Ursachen genug zum Mistrauen? Wir wollen einmal annehmen, daß es über ein wenig Galanterie wäre.

Valer. Hat er die jemals in meiner Aufführung merken können? Träume! mein guter Geront! Träume! Und überhaupt sind das Ursachen zum Mistrauen? Herr Arist hat viel zu lange in der großen Welt gelebet, als daß er mir desfalls einen Streich spielen sollte. Ja, wenn Ihr Herr Bruder zeitlebens ein guter frommer Landedelmann wie Sie, mein Herr, gewesen wäre, so würde ich glauben, daß ihm ein bischen Galanterie eben so sündlich vorkommen würde, als den Bethschwestern die neuen Moden. Allein er hat am Hofe gelebt, mein Freund! das will viel sagen!

Geront. Sie betrügen sich recht sehr, Valer! Mein Bruder hat nie zu den Höflingen gehört, die Galanterie und Ausschweifung zur Hofmode Tugend machen, die öffentlich mit ihren Liebeshändeln prahlen, und wenn sie nicht Geschicklichkeit oder Reiz genug besitzen, sich in wirkliche Liebesavanturen zu verwickeln, solche erdichten, und über nicht genossene Triumphe frohlocken. Er hat die Politik der Liebe, die an so vielen Höfen herrschet, allemal verabscheuet. Er ist bey seinem Fürsten nie der Handlanger seiner Laster gewesen, die an dem Hofe, welchem mein Bruder diente, oft einen Küchenjungen zum Minister erhoben haben. Noch mehr, mein Herr. Eben diese Galanterie, die vielleicht Arist mit einem gleichgültigen Auge bey andern sieht, kann ihm ohne Pedanterie, bey seinem künftigen

tigen Schwiegersohne gewiß in Furcht setzen. Sein mistrauisches Herz muß sich in der That nichts schrecklichers abbilden, als eine Ehe, in der der Mann den Ausschweifungen nachhängt. Sie, zum Exempel, sein künftiger Schwiegersohn, dürfen nur der Galanterie ergeben seyn; und Arist stellet sich nichts gewisser als die Trennung der Herzen in der Ehe vor. Er sieht den Mann in Unordnung seiner Geschäffte, die Frau ins Unglück gestürzt, und sehr oft um ihre Tugend gebracht. Er sieht, wie Sie nach und nach alle ihre Pflichten hintansetzen; er stellet sich die ärgerliche Aufführung und das schreckliche Exempel vor, welches Sie Ihren Kindern alsdenn geben; und was das bejammernswürdigste ist, das schmerzhafte Ende, wenn Sie sich mit Ihrer Familie ruiniret haben, und nunmehro mit der öffentlichen Schande und Verachtung überhäuft werden. Sehen Sie, Valer, ein solches Gemälde würde sich mein Bruder von Ausschweifungen machen, die vielleicht in Ihren Augen nur Kleinigkeiten seyn mögen, deren traurige Wirkung aber Aristen um desto fürchterlicher seyn müssen, weil er zum Theil die Folgen davon erfahren hat. Ich will Sie hierüber im Stillen nachdenken lassen. Meine Geschäffte rufen mich überdem. Leben Sie wohl.

Vierter Auftritt.

Valer, (allein und anfangs unbeweglich.) Was das vor ein erschreckliches Gemälde war! Ich fühle es, hier in meinem Herzen fühle ich es, daß ohngeach-

tet aller seiner Strenge, seine Moral mehr als zu wahr ist. Ich bin verwirrt, erstaunt. Herz! Herz! Was vor ein unbegreiflicher Widerspruch bist du nicht! Erst bist du unser Verführer, und bald darauf wirst du unser Ankläger. Wenn ich insgeheim an meine Ausschweifung gedenke, — ich Unbesonnener! Ist auch noch eine Entschuldigung die für mich wäre? Ich habe Henrietten, die ich anbethe, so weit vergessen können, daß ich sie der Gräfinn nachgesetzet. — Aber ist die Gräfinn nicht auch liebenswürdig? Sie hat einen so edlen Charakter. Ihre Glücksumstände können überdem noch. Was sage ich? Doch zum Glück weiß Henriette nichts von diesem Liebeshandel! Es war nur eine Ausschweifung einer aufwallenden Jugendhitze, und mein Herz — Ach! eben dieß Herz fühlet, ohngeachtet meiner Liebe gegen Henrietten, doch noch immer etwas für die Gräfinn, das mehr als kalte Hochachtung verräth. (Er geht in tiefen Gedanken, ohne Heinrichen, der hereinkömmt, gewahr zu werden).

Fünfter Auftritt.

Valer. Heinrich, (ohne Anfangs Valeren zu sehen).

Heinrich. Ich würde viel darum geben, wenn ich dem närrischen Tropf, dem Johann, der Cathringens Anbether ist, ein paar erhabene Zierrathen, so recht mitten auf seine Stirne pflanzen könnte. Der Laffe hat etwas von der mistrauischen Gemüthsart seines Herrn an sich genommen. Ach, daß doch

doch heut zu Tage alles so gern copiren mag. Von dem Schriftsteller an bis auf den Liebhaber. Ich liebe mir die Originale, und mit meinem Willen soll meine Frau niemals von andern copiren; sie soll sich immer an das Original von Monsieur Heinrich halten. Johann glaubt, bey einem jeden Kerl, den Cathringen anblicket, werde seine Ehre Schiffbruch leiden. Zum Henker! er ist noch nicht einmal ihr Mann. Doch ich Narre! Wenn er erst ihr Mann ist, alsdenn wird er über diesen lächerlichen Punct weit weg seyn.

Valer. Heinrich!

Heinrich. Herr Valer!

Valer. Nun!

Heinrich. Nun!

Valer. Was murmelst du da vor dir?

Heinrich. Ich mache Betrachtungen über die mistrauischen Väter, und über die mistrauischen Liebhaber. Ach mein allerliebster Herr! treten Sie ja nicht in ihre Fußtapfen; denn sehen Sie, das Mistrauen ist eine Sache, wo man den Schein für das Wahre nimmt — wo man nach Grundsätzen von Erfahrung — von der Beurtheilung weniger spitzbübischer Menschen — von der Uebereilung — wo man oft keine Spitzbuben vor Spitzbuben hält — und da man durch eine Miene — von der Beleuchtung des innerlichen Charakters der so undurchscheinend — Was zum Teufel ich vertiefe mich ganz. Kurz, mein Herr! das Mistrauen ist eine verhenkert schlechte Sache.

Valer. Das merke ich an deinem Demonstriren; denn wenn es so schlecht ist, wie deine Erklärung, so muß es abscheulich seyn. Aber bringst du mir keine Antwort?

Heinrich. Von wem?

Valer. Von wem? Nichtswürdiger!

Heinrich. Ach verzeihen Sie, mein Herr! die Liebesangelegenheiten haben mir dergestalt den Kopf verrückt, daß ich mich nicht besinnen kann, ob ich in meinen eigenen, oder in Ihren Angelegenheiten hier in den Saal gekommen bin. Lassen Sie mich einen Augenblick nachdenken.

Valer. Mache nicht, daß ich dich durch einen fühlbaren Beweis daran erinnere.

Heinrich. Ach, mein Herr! So eben aus Furcht vor Ihrem fühlbaren Beweis erinnere ich mich, daß ich in Fräulein Henrietten, oder vielmehr in Ihren Angelegenheiten in Absicht auf Fräulein Henrietten hieher gekommen bin.

Valer. Keine Narrenspossen. Nun! was hat Sie gesagt?

Heinrich. Nichts, mein Herr!

Valer. Wie, Schurke! Hat Sie dir nicht gesagt, wann ehe ich Sie sprechen soll?

Heinrich. Wann? —

Valer. Ja Spitzbube! wann?

Heinrich. Wahrhaftig, mein Herr! Sie gehen auch gar zu grausam mit mir um. Sie hat mir die pünktliche Minute bey meiner Ehre nicht bestimmt. Allein ich schließe doch, aus den Zubereitungen, die Sie machte, da Sie ihr Kammermägdchen rief, und

sich

sich sogleich anzog, um mit Ihnen, mein Herr! sprechen zu können, daß Sie eben keine zweymal vier und zwanzig Stunden mehr ausbleiben wird.

Valer. Was das vor Umschweife sind! Also wird Sie kommen?

Heinrich. Nein, mein Herr!

Valer. Wie! Galgenvogel!

Heinrich. Nein, sage ich; denn Sie ist ja schon da. Was die Verliebten doch vor unruhige Köpfe sind.

Sechster Auftritt.

Valer, Henriette, Cathrine, Heinrich.

Cathrine, (im Hereingehen zu Henrietten.) Habe ich es Ihnen nicht gesagt, gnädiges Fräulein, daß Sie den Herrn Valer reisefertig antreffen würden?

Henriette. Wie, Herr Valer! so früh schon in Reisekleidern. Was wollen Sie machen?

Valer. Mich Ihnen empfehlen, Sie ewig anbethen und reisen. Ich bin der ewigen Verzögerung Ihres Herrn Vaters endlich müde. Alle meine Seufzer, meine Wünsche rühren ihn nicht. Er setzt ein Mistrauen in mein Herz, in meine Neigung, in Sie, in mich, in alles, was ihn umgiebt. Seine bittern Spöttereyen sind mir ein Dolch, seine verstellte Zärtlichkeit Beleidigung, und seine Wohlthaten eine Last. Er ist ein grausamer Vater — ein —

Henriette. Halten Sie ein, Herr Valer! Bedenken Sie auch zu wem Sie dieß alles sagen, und fürch-

fürchten Sie nicht, daß ich endlich ermüden möchte, Ihrer unbesonnenen Hitze nachzugeben?

Valer. O gnädiges Fräulein! Sie sollten eher mitleidig als gleichgültig gegen mich seyn.

Henriette. Wann habe ich Ihnen denn jemals merken lassen, daß Sie mir gleichgültig wären?

Valer. Wann? Allemal gerade zu der Zeit, wenn ich Sie ersuchte, in Ihren Herrn Vater zu dringen, und uns statt seiner ewigen Spöttereyen Proben seiner Zärtlichkeit zu geben. Allein ich sehe wohl —

Henriette. Kleiner Trotzkopf. Lassen Sie einen Verdacht fahren, der mich nothwendig beleidigen muß. Sind Sie darum heute so früh aufgestanden, um etwa recht zeitig anzufangen, mich mit Ihren melancholischen Sittensprüchen zu unterhalten? Doch Sie sind nicht allein so früh in Kleidern. Mein Vater und mein Onkel sind ebenfalls schon ganz zeitig bey der Hand gewesen; aber gewiß aus sehr verschiedenen Absichten. Sie, Herr Valer, um aus Verzweiflung wegzureisen, mein Onkel, um seine Interessen zu überrechnen, und mein Vater, um sich mit einem Notario einzuschließen.

Valer. Mit einem Notario?

Heinrich. Freuen Sie sich, mein Herr! wenn man die verteufelten Notarien holen läßt, so giebt es gemeiniglich zu erben oder zu kuppeln.

Catharine. Auch manchesmal den Mund zu wischen.

Valer. Ists möglich, Henriette, sollte Ihr Herr Vater — Nein, sein Charakter ist mir zu bekannt.

Hen-

Henriette. Haben Sie guten Muth!

Valer. Ach! Henriette, wenn heute der glückliche Tag wäre. Lassen Sie mir diese schmeichelhafte Hoffnung. (Er küßt ihr die Hand.) Ich bethe Sie an; ja schönste Henriette. Ich schwöre es zu Ihren Füßen: Nichts soll mir kostbarer seyn, als der Vorzug, von Ihnen geliebet zu werden.

Henriette. Sie schildern bloß meine Zärtlichkeit, indem Sie mir Ihre Liebe erklären. Ach liebster Valer! ohne Sie möchte ich das Glück der ganzen Welt nicht begehren. Aber Sie auch? — Ja ich glaube es. Wie könnte man von einem Herzen, wie das Ihrige ist, wie Sie es mir wenigstens immer haben sehen lassen, wohl den mindesten Verdacht hegen. Wäre es wohl möglich, daß Sie mir jemals untreu werden könnten? Nein, das glaube ich nicht.

Valer. Haben Sie von meiner Leichtsinnigkeit schon Proben gehabt?

Henriette. Um des Himmels willen, Valer! glauben Sie nicht, daß mein Herz Sie anklaget. Es war nur ein flüchtiger Gedanke, den die Verzögerung meines Vaters mir eingab, und dem meine unüberlegte Zärtlichkeit die Sprache liehe.

Valer. Der Argwohn Ihres Herrn Vaters, wenn er ja einigen haben sollte, denn bey seiner Gemüthsart bin ich ihm in den unschuldigsten Dingen ausgesetzt, sein Argwohn, sage ich, ist vielleicht nur ein Kunstgriff. —

Henriette. Vielleicht um seiner Verzögerung einen desto bessern Anstrich zu geben? Nicht wahr?

Valer.

Valer. Ganz gewiß!

Heinrich. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein! die Väter sind immer argwöhnisch, zumal in dem Alter, wo man von ihrer Börse und von ihrem Herzen am mehresten zu argwöhnen Ursache hat.

Valer. Schweig! und gehe fort! Mache, daß wieder abgepackt werde. Ich will wenigstens heute noch hier bleiben.

Heinrich. Und das bloß des Mistrauens des Herrn Schwiegervaters wegen? Freuen Sie sich Jungfer Cathrinchen. Ich habe also noch vier und zwanzig Stunden Zeit, ihren Schafskopf von Liebsten von seiner närrischen Nachahmungssucht zu heilen.

Cathrine. Ich fürchte nur, daß die Medicin nicht anschlagen werde.

Heinrich. Ja leider! wo uns erst einmal das Mistrauen angesteckt hat, da sind oft aller Welt Kräuter nicht vermögend uns zu heilen.

Valer. Bist du noch immer da?

Heinrich. Ich fliege schon.

Siebenter Auftritt.

Henriette, Valer, Cathrine.

Valer. Ich habe Ihnen, gnädiges Fräulein, einen Vorschlag zu thun, der bey unsern gegenwärtigen Umständen, und bey der Gemüthsart Ihres Herrn Vaters vielleicht nicht zu verwerfen ist.

Henriette. Lassen Sie hören.

Valer.

Valer. Wenn auch dieser Tag, den ich noch aus Liebe zu Ihnen in der Gesellschaft Ihres mistrauischen Herrn Vaters zubringen will, unsere Wünsche nicht befriedigen sollte, und wenn Ihr Herr Vater abermals durch neue Ausflüchte unsere Geduld ermüden wird, alsdann lassen Sie doch nur ein einzigesmal Ihre Vorrechte reden; Rechte, schönste Henriette, die Sie in den Jahren, darinn Sie bereits stehen, ganz füglich gebrauchen können.

Henriette. Meine Rechte? — o mein Herr, wenn Sie so reden, so geben Sie nur alle Ihre Hoffnung auf, mich jemals zur Ihrigen zu machen. Ich? Rechte gegen meinen Vater? Kann ein Kind jemals dergleichen haben? — und wenn ich sie auch hätte; so würde ich sie doch niemals gebrauchen. Ich würde allemal in den Gränzen meiner kindlichen Pflicht bleiben, und nichts als einen tiefen Gehorsam beweisen.

Valer. Das heißt den kindlichen Gehorsam zu sehr ausdehnen. Ich kenne alle Ihre Pflichten; ich fühle sie: aber hat Ihr Herr Vater nicht auch die seinigen? Ist er Ihnen denn gar nichts schuldig?

Henriette, (gesetzt.) Nein, gar nichts, mein Herr!

Valer, (etwas ernsthaft.) O gnädiges Fräulein! Sie wollen nur mit Fleiß nicht sehen. Grausame! heißt das mich lieben? — Liebe ich wohl auf die Art? Ach! Ihr Herz ist ein rechter Sclave Ihres Vaters.

Henriette. Sie wissen nicht Valer, daß dieß die geringste von seinen Wohlthaten ist, daß er mir das Leben gegeben. Ach! —

Valer.

Valer. Haben Sie doch die Gnade und erklären sich?

Henriette zu Cathrinen. Laß mich allein, Cathrine.

Cathrine, (im Weggehen.) Das ist das erstemal, daß ich als Kammermägdchen nicht die Vertraute meiner Fräulein seyn darf.

Achter Auftritt.

Henriette, Valer.

Valer. Itzt, schönste Henriette! sind wir allein.

Henriette. Ach! wenn Sie wissen sollten — O Himmel! welche Proben seiner väterlichen Liebe! Dieses Andenken, das mein ganzes Herz rege machet, verpflichtet mich, Ihnen die grausame Nachricht von einem Verfahren zu geben. — Ach, warum kann ich dieß Geheimniß nicht mit ins Grab nehmen! Nein. — Weil Sie mich doch so sehr auf meine vermeyntliche Rechte stolz machen wollen; — so hören Sie. Ich zittere.

Valer, (sehr zärtlich.) Reden Sie. Zu Ihren Füßen beschwöre ich Sie.

Henriette. Ach mein lieber Valer. Ich liebe Sie mit zu vieler Zärtlichkeit, als daß ich Ihnen länger verschweigen könnte, wie ich anfangs bloß die Frucht der übereilten Ausschweifung eines Mannes gewesen bin, den seine ansehnliche Familie gewiß würde unterstützet haben, um mir nicht die Rechte eines Kindes zu gewähren. Allein aus

bloßer

bloßer Liebe gegen ein Geschöpf, dem er das Leben gegeben, aus bloßem Antriebe der rechtschaffensten Ueberlegung, eine Creatur nicht ihrem Unglücke zu überlassen, die über lang oder kurz dem Urheber ihrer Tage fluchen würde, also aus bloßer Liebe zu mir, heyrathete er meine Mutter, und setzte mich in alle die Rechte, die ich schon von Natur auf sein Herz haben mußte.

Valer. Theureste Henriette! So unerwartet mir diese Nachricht auch ist, so schwöre ich Ihnen doch bey meiner Ehre, bey unserer Liebe, und bey allem was heilig ist, daß mich Ihre Erzählung äußerst rühret, und mir eine neue Pflicht auflegt, Sie, wenn es möglich wäre, noch höher zu schätzen und feuriger zu lieben.

Henriette, (weichmüthig.) Sie sehen also, daß ich meinem Vater alles schuldig bin. Aber um mich noch mehr zu rechtfertigen: so hören Sie nur weiter. So bald er meine Mutter geheyrathet und mich aus der Schande gerissen hatte, die sonst eine ewige Begleiterinn meiner Tage gewesen wäre, so ward er auf Anstiften einer stolzen Familie von seinem grausamen Vater enterbet.

Valer. Der Barbar! Er muß nie die Süßigkeit des Vaternamens gefühlet haben, der Grausame!

Henriette. Ganz von Mitteln entblößt, blieb ihm nichts als seine Rechtschaffenheit, und sein Muth zum Erbtheil übrig. — Er nahm Kriegsdienste, und hielt sich so wohl, daß er sich bis zu einer der höchsten Stufen am Hofe geschwungen, von der ihn

zuletzt, wie Sie bereits wissen, der Neid und die Bosheit seiner Feinde wieder gestürzt haben.

Valer. Die Elenden!

Henriette. Wenn also mein Vater, ehe ihm die Unterstützung seines Bruders zu Hülfe gekommen, in die äußerste Verlegenheit seiner Glücksumstände gerieth, so geschahe es aus bloßer Liebe zu mir. Seine Zärtlichkeit ist die einzige Ursache seiner Unglücksfälle. Urtheilen Sie hieraus, liebster Valer, wie weit mein Herz in seiner Erkenntlichkeit gehen müsse. Mit tiefster Hochachtung, mit der äußersten Unterwerfung, und ohne Murren, muß ich mein Glück von einem Vater erwarten, dem ich ein doppeltes Daseyn zu danken habe.

Valer. O halten Sie ein, anbethenswürdigste Henriette! Bestes Muster für kindliche Herzen! Nein, ich kann nicht weiter in Ihre Rechte dringen. Dieser ehrwürdige Vater, dieser tugendhafte Sterbliche kann keine andere Absichten haben, als uns glücklich zu machen. Wie sehr belebt diese Nachricht, die mir Ihre Liebe gegeben, meine Hoffnung, daß wir heute unsere Treue, Ihre Tugenden, und meine Liebe werden belohnet sehen.

Henriette. Ja liebster Valer, mein Vater denkt gewiß mich glücklich zu machen. Aber wie ich Ihnen schon ofte gesagt habe: Sie werden Ihre Henriette ohne das geringste Heyrathsgut bekommen.

Valer. Der Segen Ihres Vaters ist mein schönstes Heyrathsgut.

Henriette. Edelmüthiger Freund! O wie wenige Nachahmer haben Sie in dieser Denkungsart!

Allein,

Allein, Sie wissen wohl, daß ich schon mehr als einmal wegen unserer künftigen Lebensart mit Ihnen gesprochen. Ich sehe kein Mittel, wie wir ohne den Beystand meines Onkels nur einigermaßen bequem werden leben können; und ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich den grausamen Gefälligkeiten meiner Anverwandten nicht gern meinen gänzlichen Unterhalt möchte zu verdanken haben. Es ist wahr: Herr Geront ist ein seltenes Beyspiel der brüderlichen Liebe gegen meinen Vater; allein obgleich die Art, womit er seinem Bruder Gutthaten erzeiget, weder beleidigend noch stolz ist: so hat er doch in seinem äußerlichen Betragen so etwas rauhes, das denjenigen, der die Wohlthaten genießt, immer schüchtern machet, und von dem Herzen des Wohlthäters oft anders denken läßt, als man wohl im Grunde Ursache haben möchte. Wissen Sie was, Herr Valer! Sie sind in Ihren besten Jahren, Sie haben Welt und Erfahrung; Sie haben in dem letzten Feldzuge mit Ehren gedienet, und nicht der Mangel Ihrer Verdienste, sondern Ihrer Gönner ist Schuld daran, daß Sie Ihren Abschied erhalten haben.

Valer. Ach! erneuern Sie durch diese Erzählung nicht das Andenken meiner schmerzhaften Lebensumstände. Mein Vermögen ist während des langen Feldzuges zugesetzt. Ich habe die höllischen Grundsätze nicht verstehen, vielweniger ausüben mögen, durch die sich in dem vorigen Kriege mancher Thorschreiber, den mehr das Glück, als der Muth zur ansehnlichsten Kriegsstelle erhoben, Ton-

nen Goldes und Rittergüter geraubt hat. Es soll keine Zähre der Unglücklichen, die in diesem Kriege elend geworden sind, einst auf meinem Todbette mein Gewissen beängstigen, und die Ewigkeit mir fürchterlich machen. Ich habe meinem Fürsten als ein rechtschaffener, und ich kann es ohne Prahlerey sagen, als ein tapferer Mann gedienet. Ich weiß es, daß meine Aufführung ist bemerkt worden; allein ich bin zuletzt, vielleicht aus Misgunst, oder weil ich zu arm und zu stolz zur Bestechung war, unter der Menge gesteckt worden, die mit dem Frieden ihren Abschied erhalten haben.

Henriette. Kann wohl ein ungerechteres Verfahren seyn, als, um Leute, die für das Vaterland ihr Leben gewagt, zu Friedenszeiten sich nicht einmal bekümmern, ob sie auch zu essen haben. Doch, liebster Valer, wir werden die schlechte Denkungsart der Großen mit allem unserm Moralisiren nicht verbessern. Ich will desfalls auf meinen Vorschlag kommen, den ich Ihnen thun wollte. Wie ich Ihnen schon gesagt habe. Sie sind in Ihren besten Jahren. Gehen Sie an den Hof. Ich weiß zwar, daß mein Vater, der an dieser gefährlichen Klippe gescheitert ist, Ihnen diesen Rath nicht geben wird. Sie wissen aber, der Minister hat meinem Onkel aus vielen Ursachen viel zu danken; Sie haben Verdienste. Er wird gewiß Ihr Glück machen. Ich bin noch jung, und aus Neigung zu Ihnen will ich den Genuß meiner Glückseligkeit Ihrer Ruhe noch gern einige Jahre aufopfern.

Valer.

Valer. Den grausamen Vorschlag können Sie mir thun! Ich gestehe es, er ist billig, sehr ökonomisch. Aber was bekümmert sich in meinen Jahren die Liebe darum?

Henriette. Lassen Sie es einige Augenblicke die Vernunft anstatt der Liebe thun. — Doch da kömmt mein Vater. Er sieht sehr vergnügt aus.

Valer. Seine heitere Miene verspricht uns heute sehr viel Gutes.

Neunter Auftritt.

Henriette, Valer, Arist, Johann.

Arist. Guten Morgen, meine Kinder! Ich muß mit euch von einer Sache reden, darüber ihr beyderseits sehr vergnügt seyn werdet. (zum Johann, den er auf die Seite führet) Gehe und warte, wenn der Notarius kommen wird. Führe ihn in mein Schreibkabinet, und sage ihm, daß er nur alles bis zur Unterschrift aufsetzen möge. — Da gieb ihm dieß. Er wird alsdenn schon wissen, was er zu thun hat. (Er giebt ihm einen versiegelten Zettel).

Johann. Soll ich auch bey dem Notario im Cabinet bleiben? Man kann diesen Vögeln um so viel weniger trauen, je privilegirter und geschworner sie sind. Ich für mein Theil —

Arist. O nur keine Standrede, gehe und thue was ich dir gesagt habe. (Johann geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Henriette, Valer, Arist.

Valer zu Henrietten. Ach Henriette! alles geht nach Wunsch.

Arist zu Valer. Mein lieber Valer! Es ist mir lieb, daß Sie heute früh nicht auf die Jagd gegangen sind, wie Sie sonst wohl zu thun pflegen; denn ich habe Ihnen Sachen von Wichtigkeit zu hinterbringen. Aber warum denn in Reisekleidern?

Valer. Es ist nichts.

Arist. Nichts, sagen Sie, das ist poßirlich. Sie müssen doch Ihre Ursachen haben. Oder hat Ihr Diener statt des Jagdkleides Ihr Reisekleid ergriffen; und Sie haben in der verliebten Träumerey eines vor das andere angezogen. Ja, ja. Die Verliebten sind selten mit ihren Gedanken zu Hause, und wenn ihre Bedienten nicht zuweilen einen Kopf für sie mit haben, so sieht es in ihrem Gehirn oft eben so bunt aus, als auf dem pohlnischen Reichstage.

Valer. Seyn Sie versichert, Herr Arist, mein Gehirn wird von der Liebe keinen Schwindel bekommen. Weil ich heute sehr früh aufgestanden bin, so hat mir mein Bedienter in der Eile das Kleid gebracht, das er vermuthlich am ersten bey der Hand gehabt hat; und Sie wissen wohl, Herr Arist, ich überlasse mich in diesem Stücke dem Geschmack meines Bedienten.

Arist. Eine schöne Entschuldigung! Nicht wahr: Ihr Vorsatz ist gewesen von hier zu reisen? Gesteh-

hen Sie es nur. Ihr ganzes Betragen seit einiger Zeit hat mir ziemlich verdächtig geschienen. Haben Sie sich worüber zu beklagen?

Valer. Ueber nichts.

Arist. Warum sind Sie denn so unruhig?

Valer. Soll ich es offenherzig sagen. Ihr wenig Zutrauen, Herr Arist! —

Arist. Das sollte Sie am wenigsten befremden.

Valer. Mich am wenigsten?

Arist. Ja Sie — Doch hiervon ein andermal. Itzt will ich Ihnen nur sagen, daß die erledigte Obristenstelle für Sie ist erhandelt worden.

Valer. Was sagen Sie! Ach meine Erkenntlichkeit. (Er küßt ihm die Hand.)

Henriette, (lebhaft). Ach mein Vater!

Valer. Ach mein Herr! wie soll ich Ihnen das Entzücken —

Arist, (der ihn unterbricht.) Halten Sie ein. Eilen Sie nur diesen Augenblick zu dem Minister, sich zu bedanken.

Valer. Ja, ich eile schon. (zu Henrietten) Liebste Henriette! nun ist kein Zweifel mehr übrig, heute werden wir glücklich seyn. (zu Arist ganz außer sich) Ach meine Erkenntlichkeit! — Bey dem Uebermaße meiner Freude fehlen meinem Herzen die Worte. Ach liebster Arist! ich muß Sie umarmen. (Er umarmt ihn.)

Arist. Sie erdrücken mich ja ganz. Ach! Gehen Sie nur! (Valer geht mit der Eilfertigkeit eines Menschen ab, der große Freude äußert, und machet Henrietten ein zwar kurzes aber doch zärtliches Compliment.)

Eilfter Auftritt.

Arist, Henriette.

Arist (sieht Valeren voll Erstaunen nach, und spricht in einem halb scherzhaften und halb ernsthaften Ton.) Was vor eine entsetzlich ausschweifende Freude! Gemeiniglich ist es mit unserm Herzen nicht recht richtig, wenn uns eine Sache so außerordentlich rühren kann. Seine Erkenntlichkeit ist ganz übertrieben, und misfällt mir. Ich glaube immer, daß er sich mehr über den Obristen, als über mich freuet, der ihm zur Obristenstelle verholfen hat.

Henriette. Nein, Herr Vater! das glaube ich nicht. Der Eigennutz ist nie seine Sache gewesen. (weichmüthig) Wenn das wäre; so würde Valer gewiß nicht so arm aus dem Feldzuge gekommen seyn, in welchem Leute, die nicht halb so vielen Muth bewiesen, als er, sich Tonnen Goldes erworben haben. (mit einer heitern Miene) Haben Sie mehr Zutrauen zu Valeren. Glauben Sie, liebster Herr Vater! seine übermäßige Freude hat bloß mein Glück zum Grunde. Er glaubt, durch diesen Vorfall unsere Heyrath beschleuniget zu sehen.

Arist, (spöttisch). Nicht zu geschwinde Mägdchen! nicht zu geschwinde.

Henriette, (etwas hitzig). Was sagen Sie?

Arist. Huy! Wie sehr man doch ein Mägdchen in Feuer bringen kann, wenn man in dem Punct der Liebe sich ihrem Köpfchen widersetzt. Du wirst roth? Ey nun, kleines Närrchen, fürchte nicht, daß ich etwa bey Herrn Valeren dein Nebenbuhler seyn möchte.

möchte. Ich will dir deinen Obristen nicht entführen; du sollst ihn für alle Väter sicher heyrathen; aber wenn du dir einbildest, schon heute mit ihm zu Bette zu gehen, so hat dir der kleine Schalk mit seinem Pfeile eine gewaltige Lüge ins Herz geschossen.

Henriette. Aber Herr Vater!

Arist. Aber Jungfer Tochter! ich habe nun meine Ursachen. Zum Henker nicht einmal! für ein wohlerzogenes Mägdchen schickt es sich auch recht schön, einen Mann mit einer Heftigkeit verlangen, die mehr grobe Leidenschaft, als zärtliche Neigung verräth.

Henriette, (mit gesetztem Ton.) Urtheilen Sie billiger von meinem Herzen. Ja, meine Liebe zu Valeren ist allerdings Leidenschaft; nur nicht in dem Verstande, wie Sie meynen. Noch mehr: meine Liebe würde nicht aufrichtig seyn, wenn sie das nicht wäre. Allein, glauben Sie, Herr Vater, ich weiß eine vernünftige Wahl, und eine aus der Sympathie unserer Herzen aufkeimende Zärtlichkeit von einer blinden Neigung und einer zügellosen Wollust ganz wohl zu unterscheiden. Was ich gegen Valeren fühle, ist eine Neigung, die mein Herz lange gebilliget hat, und daß mich dieß mein Herz niemals betrügt, (sie macht eine tiefe Verbeugung) das habe ich den Grundsätzen eines Vaters zu danken, der mir in den Dingen, die meine Glückseligkeit betreffen, eine ziemlich richtige Denkungsart eingeflößt hat.

Arist. Ich sollte mich billig für ein so pathetisches Compliment bedanken. Mägdchen, du könn-

test einen guten Roman von der Liebe schreiben. Aber du würdest deinen Ritter nicht viel Lanzen brechen lassen. Bey dem ersten zärtlichen Blick würde Prinzeßinn Henriette ihrem schönen Ritter Valer in die Arme fallen. (Henriette dreht sich um, als ob sie weggehen wollte, Arist der es gewahr wird, fährt fort.) Wo willst du hin? Sollte dir es wohl schwer ankommen, deinem Vater ein paar scherzhafte Ausdrücke zu gute zu halten?

Henriette. Sie sind heute ungemein aufgelegt, sich auf meine Kosten ein paar heitere Augenblicke zu verschaffen. Aber wieder auf Valeren zu kommen, Herr Vater — Vergeben Sie meine Dreistigkeit.

Arist. Nun mein Kind! Ich liebe ihn, er liebt mich, weil er dich liebet. Er hat Verdienste; ohne Zweifel auch ein redliches Herz. Das letztere würde ich hauptsächlich von ihm gestehen, wenn man dieß mit Grunde von einem einzigen Menschen in der Welt so gerade zu behaupten könnte.

Henriette. Was haben Sie denn vor Ursache an der Redlichkeit meines Bräutigams zu zweifeln?

Arist, (mit einen gezwungenen Ton). Keine! — daß er meine Freundschaft, und meine Liebe hat, daran darfst du nicht zweifeln. Würde ich ihn sonst wohl zum Schwiegersohne gewählet haben. Allein du kennst auch meine Gemüthsart. Ich bin älter als du, mein Kind; und du traust mir auch folglich mehr Erfahrung zu. Freylich macht das Alter und die Erfahrung einen Menschen nicht alle-

allemal vernünftiger. Du könntest in deinem achtzehnten Jahre, worinn du stehest — (scherzhaft). Nicht wahr, älter bist du noch nicht? Was verziehst du denn den Mund, kleine Närrinn! Wenn auch einige Wochen daran fehlen sollten; so hast du doch noch über zwölf Jahre hin, ehe du ins Stufenjahr der Schönheit trittst. Wie ich dir sage, du könntest in deinem achtzehnten Jahre immer klüger seyn, als dein Vater in seinem neun und vierzigsten. Inzwischen schmeichle ich mir doch, daß ich in den Dingen die zur Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens gehören, durch mein eigen Exempel so ziemlich klug geworden bin, und mehr Einsicht als du habe. Meine gehabte Bedienung, mein Aufenthalt am Hofe, die Verfolgung meiner Feinde, alles hat mich das Herz des Menschen kennen gelehrt. Ich traue keinem einzigen; aber gar nicht aus Verachtung, oder aus Neid; nein bloß aus einer zu zärtlichen Denkungsart, die ich mir von der Rechtschaffenheit mache, und die billig der natürliche Vorzug eines jeden Menschen seyn sollte. Allein, mein Kind! wo ist diese so beschriene Rechtschaffenheit zu finden? Wir sehen überall Masquen, keine Gesichter. Wie voll von ehrlichen Männern würde die Welt nicht seyn, wenn die Sprache, die die meisten reden, allemal der Dolmetscher des Herzens wäre. Wenn dich einmal das Glück, oder vielmehr das Unglück nach Hofe führen sollte; so kannst du nur sicher glauben, daß alle die Leute, die so viel von Ehrlichkeit prahlen, die einen mit ihren Freundschafts Versicherungen

quälen,

quälen, und mit Ihrer Umarmung ersticken wollen, nichts als Betrüger, Verläumder und Heuchler sind. Ich habe die traurigste Erfahrung davon gehabt. Ich habe gefunden, daß das die ehrlichsten Männer gewesen sind, die ohne Geräusch, ohne Prahlerey, und ohne sich überall nothwendig und geschäfftig zu machen, ihre Pflichten erfüllt haben. Deinen Bräutigam, mein Kind, rechne ich zwar nicht zu den erstern von diesen Leuten; ohngeachtet ich nicht dafür stehen kann, wie er sich in dem gefährlichen Posten des Hofes betragen würde. Ich glaube, daß er ein rechtschaffener Mann ist; allein, ich weiß nicht, ob seine Jugend, oder ob sonst einiges Vorurtheil wider ihn ist. Mit einem Worte, Henriette! ich traue ihm noch nicht recht; und aus eben diesem Grunde wünsche ich mit der Vollziehung deiner Heyrath nicht ehe zu eilen, bis einer von uns beyden sich mehr Zutrauen erworben hat.

Henriette. Aber worüber könnten Sie wohl einiges Mistrauen gegen ihn hegen?

Arist. Worüber? — So bald du nur Valeren nicht mit den Augen der Liebe, sondern der Vernunft betrachtest: sollte alsdann nicht ein kleines Mistrauen in dir rege werden?

Henriette. Das wüßte ich nicht, Papa!

Arist. Ein so hübscher wohlgewachsener junger Mensch, könnte der nicht — kurz, Mägdchen, bist du wohl nicht ein bischen eifersüchtig?

Henriette. Eifersüchtig? Herr Vater! Ich? hätte ich dazu wohl Ursache?

Arist.

Arist. So bald du liebest, hast du mehr, als zu viel. Wie ich dir sage; sein Anstand, sein einnehmendes Wesen sind recht zur Galanterie gemacht.

Henriette. O Herr Vater! das sind Chimären, die sich Ihre Zärtlichkeit mir zum Besten erdichtet.

Arist. Nichts Chimären! — Ich könnte dir vielleicht einige Zweifel vorlegen, die dich ganz gewiß eifersüchtig machen würden; aber ich will dich lieber damit verschonen. Ja, ja es ist ja einmal der Welt Lauf, und es scheint mit zu den Sitten der heutigen galanten Welt zu gehören, daß man das Wort eheliche Treue unter die veralteten Redensarten setzt. Ich behaupte aber —

Henriette, (unterbricht ihn geschwinde). Was sagen Sie, Herr Vater! So klein werden Sie von meinem Bräutigam nicht denken. Er ist mir getreu, er liebt keine andere Person, als mich.

Arist, (scherzhaft). Ja seinem Alter und seiner Flüchtigkeit traut man auch wohl viel Beständigkeit zu. Ich denke immer dein Oberster wird heute Abend als Hercules mit seiner Omphale spinnen; und Morgen Abend bey der Luna Endymion seyn.

Henriette. Sie machen mich unruhig. O liebster Herr Vater! Wenn Ihr Mistrauen ja Zärtlichkeit zum Grunde haben soll; so sagen Sie mir wenigstens, ob Sie aus bloßem Anschein des Verdachts Valeren verdammen, oder ob Sie von seiner Untreue Proben haben?

Arist. Proben? Weiter keine, als eine Nachricht, die mir ein Freund, dem ich glauben kann, hinter-

hinterbracht hat. Er soll in eine Dame vom Stande und Vermögen ziemlich vernarrt seyn. Und eben weil sie vornehm und reich seyn soll; so vergebe ich es Valeren am wenigsten. Ich setze ein Mistrauen in sein Herz und vermuthe, daß in selbigem bloß der Eigennutz Flammen der Liebe angezündet hat. Eine leichte Galanterie, auch wohl eine kleine Ausschweifung, die in der Hitze der Leidenschaften begangen wird, und eben so flüchtig wieder verschwindet, als sie geboren ward, würde ich einem jungen Menschen von seinem Feuer weit eher vergeben. Aber der anhaltende Geschmack, den man für ein Frauenzimmer sehen läßt, das außer ihren Reizungen, die oft nur mittelmäßig seyn dürfen, tausend Kunstgriffe weiß, uns in ihren Schlingen zu halten, muß nothwendig in einer Familie nichts als Unordnung hervorbringen.

Henriette. Aber, mein Vater!

Arist. Aber meine Tochter! Ueberlege das bey dir allein, was ich dir gesagt habe. (Er will gehen.)

Henriette, (hält ihn auf). Ich beschwöre Sie! quälen Sie mich nicht. Wenn es wahr wäre, was man Ihnen gesagt hat, so würde man ja wohl den Gegenstand seiner Neigung genannt haben.

Arist. Das hat man nicht thun wollen, und daran liegt dir auch nichts. Alles, was ich dir entdeckt habe, ist aus Zärtlichkeit für dich geschehen. Du weißt, wie viel ich auf dich halte. Es kann kein Vater seine Tochter so sehr lieben, als ich dich liebe.

Hen-

Henriette. Zu Ihren Füßen beschwöre ich Sie, reißen Sie mich aus dieser Unruhe, und lassen Sie mir meinen Liebsten eben so unschuldig wieder sehen, als mir sein Herz noch bis auf diesen Augenblick geschienen hat.

Aristi, (der sie aufhebt und umarmet). Quäle dich nicht mein Kind. Ich bin dein zärtlicher Vater. Habe ich dir nicht immer gesagt, daß du noch das Glück meines Alters seyn solltest. Wische die Thränen ab. Ist dein Vater unschuldig; so hast du derselben nicht nöthig; ist er aber wirklich strafbar; so verdient er sie nicht. Sey ruhig. Verlaß dich auf meine Zärtlichkeit, mein Kind! Ueberlege alles, was ich dir gesagt habe. Itzt muß ich zum Notario, den Johann in mein Cabinett geführt hat, er wird schon sehr lange fertig seyn.

Zwölfter Auftritt.

Henriette, (allein). Ich Unglückliche! (Sie wirft sich in einen Lehnstuhl.) Wem soll ich von beyden glauben? Meinem Vater, der keinem Menschen in der Welt traut, und der mich mit den zärtlichsten Ausdrücken versichert, daß es zu meinem Besten geschieht, oder Valeren, der mir mit der verbindlichsten Art und mit einem Herz voll Empfindung; noch erst vor wenig Augenblicken gestanden, daß ich es allein sey, die er liebe, und die er ewig lieben werde. In welche Unruhe hat mich die Nachricht meines Vaters gesetzt. Zu wem soll ich gehen, und wer wird mich von seiner Untreue über-

überführen — Von seiner Untreue! Er ungetreu? (Sie steht auf.) Nein, eines solchen Lasters ist Valer nicht fähig. Wenn er eigennützig handeln wollte; so würde mich sein Herz nicht gewählt haben. Aber seine schlechten Umstände? O ich weiß nicht, was ich glauben soll. Ich bin ganz außer mir. (Sie setzt sich) Wenn Valer wirklich ungetreu ist; so ist kein Mensch auf der ganzen Welt mehr ein rechtschaffener Mann — Alsdann ist die mistrauische Gemüthsart meines Vaters die größte Tugend, und ich werde diese Tugend gewiß mit aller Strenge ausüben.

Ein Bedienter Ein Billet, gnädiges Fräulein!

Henriette. Es ist gut, geht nur (der Bediente geht ab, und Henriette fährt fort) Wer muß mir doch schreiben. (Sie ließt) „Untersuchen Sie mehr. Ha„ben Sie etwas Mistrauen gegen Ihren Liebha„ber. Es ist bisweilen selbst der Zärtlichkeit und der „Zufriedenheit wegen nöthig. Dieß räth Ihnen Ihr „bester Freund.„ (Sie steht plötzlich auf und fährt fort) Mein bester Freund! Ein Feind meiner Ruhe mag er seyn. Ich kenne die fatalen Züge dieses verhaßten Billets nicht. Man will mich gewiß hintergehen. Ich muß mehr Licht in dieser Sache haben. Da kömmt mein Vater. Diesen scheue ich bey dieser Untersuchung am meisten.

Dreyzehnter Auftritt.

Ariste, Geront.

Ariste. So kommt, wenigstens hier in diesen Saal, Bruder! da hört denn doch so leicht kein Mensch eure überflüßigen Sittenpredigten.

Ge-

Geront. Ueberflüßig, oder nicht; genug sie sind doch wahr.

Arist. Aber sagt nur, kann ich denn in meinem Leben nichts nach eurem Kopfe machen?

Geront. Sehr selten. Habt ihr wohl in eurem Leben einen närrischern Einfall gehabt, als euren künftigen Schwiegersohn zum Obristen zu machen.

Arist. Ich wüßte doch nicht, wo ich das Närrische suchen sollte. Valer ist von Jugend auf Soldat gewesen. Jtzt hat er seinen Abschied. Ich suche ihn wieder in sein Element zu setzen, und daß auf eine bequeme Art, was ist hierinn wohl Närrisches?

Geront. In Friedenszeiten ist ein Soldat immer außer seinem Element.

Arist. Nach eurer Denkungsart hätte ich lieber einen Pachter aus ihm machen sollen.

Geront. Viel vernünftiger, Bruder! viel vernünftiger! Es würde wenigstens ökonomischer für Valeren und Henrietten gewesen seyn. Warum sehet ihr denn oft Räthe Verwalter werden, wenn der Profit diese Herren nicht reizte? Hundert Schessel Aussaat bringen, so Gott will! größere Sporteln, als tausend Schmierereyen von Deductionen, und wie der Kram alle heißen mag.

Arist. Aber, wie sieht es um die Ehre aus?

Geront. Narrenspossen! Ja mit eurer Ehre! Ich muß nur lachen. Wer kann die mir geben? Mein Kleid, mein Kornsack, oder meine Bedienung? Hier Bruder (auf seine Brust zeigend) hier

sitzt die wahre Ehre. Das andere sind nur lauter Grillen.

Arist. Ihr habet Recht: die innerliche Ueberzeugung von unserer Rechtschaffenheit, und unsere äusserliche gute Handlungen müssen uns in den Augen der Vernünftigen ehrwürdig machen, und ein Prinz, der bey allem seinen Vorzug kein edles Herz hat, sondern eine niederträchtige Denkungsart verräth, steht bey mir weit unter dem dunkeln tugendhaften Mann, der seine Pflichten erfüllet. Aber was hätte ich denn eurer Meynung nach, wohl aus Valeren machen sollen?

Geront. Er ist noch jung. Im Soldatenstande hat er, wie die Erfahrung gewiesen, kein Glück. Eine Bedienung am Hofe würde das Beste für ihn gewesen seyn.

Arist. Gehorsamer Diener, Herr Bruder! Ich sollte meinen künftigen Schwiegersohn, meinen nächsten Freund auf die Klippe setzen, an der ich so gewaltig gescheitert. Nein, mit meinem Willen nicht.

Geront. Redet doch gescheut, und lernet besser schließen. Ist es denn darum ausgemacht, daß Valer an der Klippe scheitern wird, woran Ihr gestrandet seyd? Auf diese Art müßte keiner mehr zur See gehen, weil jährlich so viele hundert Menschen ihr Leben darauf einbüßen. Sorget für Valeren nicht. Er hat den rechten Anstand, und ich denke immer auch das rechte Herz, das sich für einen Hofmann schickt. Er ist flüchtig, leichtsinnig, ein bischen der Galanterie ergeben; nur noch etwas

mehr

mehr Erfahrung, so ist der Betrüger, oder besser der Hofmann, fertig.

Arist. Wie? Bruder! und Ihr könnt mir den Rath geben, ihn in diese Schule einzuführen?

Geront. Warum nicht? Es ist, deucht mich wenigstens die Schule, die sich für sein Genie schickt. Ihr zum Exempel, Bruder, da Ihr euch am Hofe mit eurer störrischen Gemüthsart begabet, Ihr wagtet euch auf ein unbekanntes Meer. Ich will zugeben, daß euer mistrauischer Charakter aus einem guten Herzen fließt. Aber eben dieß gute Herz taugt dem Teufel bey Hofe nicht. Es macht bey den täglichen Cabalen und den offenbaren Spitzbubenstreichen, deren ein Mann mit einem solchen Herzen nicht gewohnt ist, gemeiniglich einen Hypochondristen aus ihm; wenn das Glück gut geht, zur Noth, einen der das Gnadenbrodt essen muß; oder wenn das nicht ist, einen so wie Ihr, der seiner zu redlichen Handlungen wegen, ohne Gnadenbrodt den Abschied bekömmt. Hingegen ein Charakter, der so ziemlich des Valeren seinem gleicht, hat die vortrefflichste Anlage, entweder durch Intriguen, allerley Kniffe, oder wenn das nicht hilft, durch lustige Schwenke sein Glück zu machen; und ihr wisset, lieber Bruder, daß mancher bey Hofe durch eine Harlekinszote sich in Gunst gesetzt hat.

Arist. Bruder! Ihr sprecht, als ob ihr zwanzig Jahre die Hofmasquen hättet die Musterung paßiren lassen.

Geront. Ich urtheile nach der Empfindung, die eure Erzählung vom Hofleben zuweilen in mir

gewürket hat. Aber sagt mir einmal, wie lange wollt ihr noch zögern, Henrietten zu verheyrathen?

Arist. Wie lange? — Ich weiß es selbst nicht.

Geront. Ihr wißt es nicht? — O gestehet es nur, daß Ihr eurem Swiegersohn noch nicht recht trauet. Vermuthlich, weil Ihr etwas von seiner Galanterie mit der Gräfinn erfahren habt?

Arist. Freylich! und habe ich folglich nicht Ursache zu zögern?

Geront. Ihr seyd ein recht tugendhafter Thor. Vergönnt eurem Schwiegersohn vor der Hochzeit immer ein bischen Ausschweifung. Eine gute Frau kann in dem Herzen eines Mannes, wenn es nur nicht ganz verwildert ist, alles wieder in Ordnung bringen. Die ausschweifendsten Liebhaber werden die besten Ehemänner.

Arist. Nicht allemal. Wo die Ausschweifung erst eine Gewohnheitssünde geworden ist, da pflegt in der Ehe gemeiniglich die Kaltsinnigkeit nicht ferne zu seyn. Nein Bruder! noch ist Henriette nicht in der Gewalt eines Mannes, der sie nur aus ehelicher Pflicht, und nicht aus Neigung lieben würde. Es ist wahr, einem ausschweifenden Jünglinge vergebe ich vieles; aber keinem ausschweifenden Bräutigam, der Morgen im Begriff stehet, mit seiner Liebsten das Bette zu theilen, und heute noch an seine Concubine Liebesbriefe schreibt. Nein Bruder! so gleichgültig denkt Arist nicht.

Geront. So kann ich euch nicht anders rathen, als daß Ihr für euer Fräulein gar keinen unwiedergebornen Menschen, sondern einen canonisirten Heiligen

ligen zum Bräutigam auslesen möget. Für eure Gemüthsart einen Mann zu finden, das hieße den Stein der Weisen gefunden zu haben. Ha! ha! (Er geht mit Lachen ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Arist, (allein) Ich würde mich über den Spott meines Bruders kränken, wenn ich nicht wüßte, daß sein Spott mehr eine Neigung zum Lachen, als eine wirkliche Beleidigung zum Grunde hätte. Mit dem allen ist er noch fast der einzige redliche Mensch, den ich kenne. Nicht, weil er mein Bruder ist, oder weil er sein Vermögen zu meiner Unterstützung angewandt hat; nein, weil immer sein Herz redt, so bald er den Mund aufthut. Aber das kann ich ihm nicht vergeben, daß er in dem Puncte der Galanterie so gleichgültig ist. Er hält sich über mein Mistrauen auf, und er weiß doch mehr als zu gut, was ich vor Grund dazu habe. Ich muß versuchen, ob ich nicht von dem Liebeshandel des Valeren mit der Gräfinn nähere Nachricht einziehen kann. Ein rechtschaffener Vater muß immer mistrauisch seyn, wenn es auf die Wohlfahrt seiner Kinder ankömmt!

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Arist, Johann.

(Jeder von unterschiedener Seite, ohne einander gewahr zu werden. Jeder spricht vor sich.)

Arist.

Es soll mich doch wundern, was das Billet wird wird ausgerichtet haben, so ich an meine Tochter habe bestellen lassen.

Johann. Ich bin recht begierig was Cathrinchen zu meinem herzbrechenden Schreiben sagen wird.

Arist. Die Wahrheit zu gestehen: ich bedaure Henrietten wegen der Untreue ihres Valers.

Johann. Aufrichtig zu reden: so thut es mir um Cathrinchen Leid; Bloß ihres wohlgewachsenen Johanns wegen.

Arist. Ich hätte ja nur schweigen dürfen. Valer liebt meine Tochter. Eine kleine längst vergessene Ausschweifung mit der Gräfinn würde im Grunde keine Unordnung in dem Herzen des Valers anrichten.

Johann. Ich Närre! daß ich ihr auch so viel närrisches Zeug gekritzelt. Cathrine liebt mich. Ein zärtlicher Blick, den sie etwa Heinrichen zu

wirft,

wirst, wird meiner Ehre eben keinen großen Flecken machen.

Arist. Doch ich will alles abwarten.

Johann. Getrost! ich will mich auf dem Meere der Liebe den Stürmen der Eifersucht Preiß geben.

Arist, (der den Johann gewahr wird). Sieh da! Johann!

Johann. Herr Arist!

Arist. Ist das Billet bestellt?

Johann. Ja, mein Herr!

Arist. Gut! Hast du ihr es selbst gebracht?

Johann. Ja, davor würde ich mich wohl hüten.

Arist. Warum denn? Narr!

Johann. Ey! zum Henker! kennen Sie denn das Herz eines Frauenzimmers nicht?

Arist. Nun! wie gehört das hieher!

Johann. Wie das hieher gehört? O unvergleichlich! Eine ganze Fluth von Vorwürfen würde auf mich zugestürmt seyn. Ich würde gewiß der närrische, der mistrauische Johann mehr als hundertmal in einem Odem geheißen haben.

Arist. Was das vor ungereimtes Zeug ist. Von wem redest du denn?

Johann. Von Cathrinchen!

Arist. Der Narr!

Johann. Ey zum Henker! meynen Sie denn nicht, daß unser einer nicht auch seine Avanturen hat?

Arist. Was hat denn Cathrinchen mit dem Billet zu thun, das du durch jemand meiner Tochter überliefern solltest?

Johann. Verzeihen Sie, mein Herr! Ich gieng eben mit meinen Gedanken über die Eifersucht zu rathe, die einen Verliebten erstaunlich quält, so bald er im Ernste sich um ein Mägdchen bewirbt; und in dieser Hitze meines Nachsinnens glaubte ich wahrlich, daß Sie sich nach meinen Angelegenheiten erkundiget hätten.

Arist. Ich frage dich, Schlingel! Was hat mein Billet mit Cathrinens Herzen zu thun?

Johann. Sehr viel, mein Herr! denn ich bildete mir ein, daß Sie mich nach meinem eigenen Billet gefragt hätten, das ich an Cathrinen geschmieret.

Arist. Was? du hätteſt an Cathrinen geschrieben: den Brief möchte ich lesen. Der verdient gewiß eine Stelle in einer Sammlung wohl stylisirter Briefe.

Johann. O spotten Sie nur nicht. Ich denke immer, daß er tausendmal besser stylisiret ist, weil er natürlich ist, als viele verliebte Briefe unserer süßen Herren, die so studirt aussehen.

Arist. Ich glaube gar Johann redet mit einer gelehrten Zunge.

Johann. Es ist so was. Das Bischen Gelehrsamkeit hängt mir noch von meinem vorigen Herrn an. Ich diente bey einem gewissen Hofmann, der zugleich ein Poet; aber doch kein Poet von Profeßion war.

Arist.

Arist. Hast du wohl in deinem Leben einen Poeten von Profeßion gekannt?

Johann. Ein paar mag ich wohl gekannt haben; aber die sind lange todt. Der Hunger verkürzte ihr Lebensziel.

Arist. Das glaube ich wohl. Bey deinem vorigen Herrn also bist du so gelehrt geworden?

Johann. Ich legte mich aufs Schreiben, weil ich sahe, daß mein Herr schrieb.

Arist. Und lerntest also Liebesbriefe schreiben? Aber was ist denn der Inhalt deines Briefes an Cathrinen?

Johann. Das Exordium enthält die Versicherung meiner Liebe, die Propositio ist das Mistrauen ihrer Zuneigung gegen mich, und die Conclusio feuert ihre Zärtlichkeit an, niemand als den treuen Johann zu lieben.

Arist. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich einen so gelehrten Bedienten in meinem Hause hätte. Aber hüte dich nur, daß du vor lauter Gelehrsamkeit nicht närrisch wirst; zumal wenn die Liebe noch dazu kömmt.

Johann. Es wird nichts zu sagen haben. Nur weiß ich nicht, ob die Bücher, die ich gelesen, oder die Liebe, die mein Herz studirt, Schuld an dem Mistrauen sind, das ich noch immer in Cathrinens Zärtlichkeit setze.

Arist. Deine närrische Einbildung ist es.

Johann. Aber sagen Sie mir doch, mein Herr! was wohl die Ursache Ihres Mistrauens seyn mag, das Sie gegen alle Menschen blicken lassen?

Arist. Meines Mistrauens? — Narr! Was gehen dich meine Handlungen an?

Johann. Verzeihen Sie, mein Herr! So wie Sie mich hier sehen, bin ich ein wunderlicher Kerl. Ich würde vortrefflich zum Maler geschickt seyn; denn ich bin ganz zum copiren geboren. Meinem vorigen Herrn ahmte ich im Schreiben nach; und bey Ihnen, mein Herr, habe ich ein rechtes Jucken in meinem Gehirn, eben so mistrauisch zu seyn als Sie. Allein mein Mistrauen hat keine so weite Gränzen als das Ihrige. Sie wenden es auf alle Menschen an. Ich bleibe aber nur bey Cathrinen stehen. Ihr Mistrauen ist nicht selten ohne Grund; aber das meinige gründet sich so auf etwas, das man in der Liebe dem Teufel nicht gern vertragen kann, zumal wenn man eine kitzliche Stirn hat.

Arist. Copire nur weniger, und thue destomehr, was ich dir befehle. Meine Tochter hat also das Billet erhalten?

Johann. Ja, mein Herr!

Arist. Ganz gewiß?

Johann. Ganz gewiß!

Arist. Mein lieber Johann! —

Johann. So, mein Herr! den vertraulichen Styl mag ich leiden.

Arist. Kann ich mich wohl auf deine Ehrlichkeit verlassen?

Johann. Nein, mein Herr! das können Sie nicht, wenn Sie auch wollten.

Arist. So bist du nothwendig ein Spitzbube?

Johann. Keineswegs, mein Herr!

Arist.

Arist. Oder vielleicht bist du so ein Mittelding zwischen einem Spitzbuben und einem ehrlichen Kerl.

Johann. Auch das nicht.

Arist. Das ist doch sonst der gemeine Charakter der meisten Menschen.

Johann. Das kann wohl seyn, und ich glaube es auch beynahe selbst. Allein wenn ich behaupte, daß Sie sich auf meine Ehrlichkeit nicht verlassen können, wenn Sie auch wollten, so liegt der Fehler gar nicht in mir.

Arist. In wem denn?

Johann. In Ihnen selbst, mein Herr!

Arist. In mir?

Johann. Ja, ja, in Ihnen, in Ihrem entsetzlichen Mistrauen, das Sie gegen alle Menschen, und nothwendig gegen Ihren ehrlichen Johann äußern werden.

Arist. Der Narr! Hätte er mir nicht bald seine Ehrlichkeit im Ernste verdächtig gemacht. Ich traue dir, Johann! Ich traue dir mehr als jemand; aber sey auch verschwiegen, und aufrichtig in dem, was ich fragen will.

Johann. Nur keine Giftmischerey; sonst können Sie von den redlichen Diensten Ihres Johann alles erwarten.

Arist. Kennest du wohl die Personen, mit denen Herr Valer einen recht vertrauten Umgang hat?

Johann. O ja, mein Herr! und was ich nicht weiß, hat mir sein Bedienter erzählet.

Arist. Gut! Johann! Er soll in ein gewisses Frauenzimmer verliebt seyn.

Johann.

Johann. Richtig!

Arist. Und ich möchte gern wissen. —

Johann. O, das sollen Sie gleich wissen.

Arist. Ich möchte gerne wissen, wer diese Person recht sey, und ob er wirkliche Neigung für sie habe.

Johann. Mein Herr, können Sie schweigen?

Arist. Nun wird wol die Reihe mit Fragen an dir seyn; aber ich will es kurz machen. Ja, ich kann schweigen.

Johann. Sie müssen mich aber um des Himmels willen nicht verrathen.

Arist. Nicht doch, Narr!

Johann. Am allerwenigsten es der Fräulein Henriette entdecken.

Arist. Davor werde ich mich schon hüten.

Johann. Diese Person, von der Sie reden, ist —

Arist. Nun? die ist —

Johann. Fräulein Henriette.

Arist. Der Schafskopf! Das ist nicht die Person, die ich meyne.

Johann. Die meyne ich aber.

Arist. Nein Johann. Er soll außer der Liebe, die er gegen meine Tochter vorgiebt, sich in eine gewisse Gräfinn vergafft haben, und mit ihr Briefe wechseln.

Johann. Herr Valer wird sich doch nicht zwey Frauen anschaffen wollen?

Arist. Du sollst dir Mühe geben —

Johann.

Johann. Etwa auszuforschen, welcher von beyden er das Schnupftuch zuwerfen will? O sorgen Sie nicht, Ihrer Fräulein Tochter ist es schon so gut als zugeworfen.

Arist. Du bist doch sonst zum Spioniren ziemlich aufgelegt. Versuche, ob du nicht durch Heinrich, oder durch Herrn Valer selbst etwas von dem Liebeshandel mit der Gräfinn auskundschaften kannst. Da sehe ich meine Tochter kommen, vor der muß ich mich noch verbergen. Komm mit, Johann!

Zweyter Auftritt.

Henriette, Cathrine.

Henriette. Sage mir nur weiter nichts von ihm.

Cathrine. Gut! ich will Ihnen gehorchen.

Henriette. Ich wünschte mir nur die Gemüthsart meines Vaters.

Cathrine. O, die kömmt schon ohne unser Wünschen.

Henriette. Einen Tisch und Dinte und Feder.

Cathrine. Hier steht schon alles in Bereitschaft.

Henriette (setzt sich, aber ohne zu schreiben). Sollte man so viel Leichtsinn wohl von Mannspersonen vermuthen?

Cathrine. Warum nicht? gnädiges Fräulein. Aber Sie haben ja das beste Mittel dawider in Händen.

Henriette. Und welches?

Cathrine. Sie müssen wieder leichtsinnig seyn!

Hen-

Henriette. Ein schöner Rath, den du mir giebst!

Cathrine. Nicht ich, gnädiges Fräulein! Ihre eigene Ruhe giebt Ihnen selbigen. Aber Sie wollten ja schreiben?

Henriette. Ach! ich weiß selbst nicht, was ich will. Die schriftlichen Vorwürfe, die man einer Mannsperson machet, die entweder unser Liebhaber gewesen ist, oder es noch ist, sind von den mündlichen Zänkereyen bloß darinn unterschieden, daß jene den Triumph unserer Ungetreuen nur noch mehr erhöhen.

Cathrine. Das war weise gedacht! Um des Himmels willen ja nicht geschrieben! Wenn ich wollte, so könnte ich meinem närrischen Liebhaber, dem Johann, auf sein lächerliches Billet ebenfalls antworten. Aber schönen Dank! den Sieg soll er nicht davon tragen. Anstatt daß ich meine drey Finger auf dem Papiere herumlaufen lasse, sollen lieber alle zehn Finger auf Monsieur Johann seiner Larve herumspatzieren.

Henriette. Du bist eine rachsüchtige Geliebte.

Cathrine. Ey zum Teufel! gnädiges Fräulein! wenn wir auch gar keine Galle beweisen; so sehen uns die Don Quichots von Männern zuletzt noch gar als Windmühlen an. Nein, mein guter Johann! Entweder die Lanze mit mir gebrochen, oder keine abentheuerliche Ritterhistorien mehr!

Henriette, (die aufsteht). Nein, ich will ihm nicht schreiben. Meine Blicke sollen ihm mehr als alle Billets sagen, was ich von seiner Untreue denke.

Cathrine. Als wenn die Mannspersonen heut zu Tage nach den Blicken ihrer Anbetherinnen etwas fragten. O betrügen Sie sich nur damit. Wissen Sie wohl, was sie thun, wenn wir ihnen sogar Vorwürfe machen? Sie lachen, drehen sich auf einem Beine herum, pfeifen, machen eine Capriole, einen Kratzfuß, und damit Gott befohlen!

Henriette. Ja, nachdem die Mannspersonen sind.

Cathrine. O! in dem Puncte der Untreue sind sie sich alle gleich. Aber darf ich mich wol erdreisten, und mir es zur Gnade ausbitten: Ihrer getreuen Cathrine doch das Geheimniß zu eröffnen, und mir den Gegenstand zu nennen, an welchem Ihr zärtlicher Herr Valer Ihnen untreu geworden ist.

Henriette. Den kenne ich selbst noch nicht, Cathrine!

Cathrine. Sie kennen ihn nicht. O Sie spaßen entweder, gnädiges Fräulein, oder Sie sind auch Ihres Herrn Vaters leibhafte Tochter.

Henriette. Alles, was ich davon weiß, habe ich aus der Erzählung des Herrn Geront.

Cathrine. Und was hat der Ihnen dann erzählet?

Henriette. O! du weißt ja, wie er ist. —

Cathrine. Freylich weiß ich es, und eben deswegen sollten Sie ihm nicht glauben.

Henriette. Er hat mich halb im Scherz und halb im Ernst versichert, daß Herr Valer mit einer gewissen Dame vom Stande Briefe wechsele.

Cathri-

Cathrine. O das sind erst die Präliminarien des Accords. Noch haben Sie nichts zu fürchten.

Henriette. Und wovor ich am meisten zittere: die Dame soll sehr reich seyn.

Cathrine. Ja, das ist der Teufel! Gegen die baaren Tugenden der Louisd'ore kommen die auf Credit geliehene Tugenden von Schönheit und Redlichkeit gar nicht in Anschlag.

Henriette. Habe ich folglich nicht Ursache alles zu befürchten?

Cathrine. Die haben Sie freylich; aber darum ist noch nicht alles verloren.

Henriette. Was räthst du mir? Cathrine!

Cathrine. Was ich Ihnen rathe, gnädiges Fräulein.

Henriette. Ja.

Cathrine. Ich weiß sonst noch wohl zu allerley Schelmereyen Rath; aber hierinn muß ich doch meine Unwissenheit bekennen. Wenn nur die Dame nicht reich wäre!

Henriette. Ach! da seh ich Valeren kommen!

Cathrine. O! der wird Ihnen schon besser rathen können, als ich.

Dritter Auftritt.

Valer, Henriette, Cathrine.

Henriette (stellt sich als wollte sie weggehen).

Valer. Warum wollen Sie mich fliehen, gnädiges Fräulein?

Hen-

Henriette, (sieht ihn eine Weile stillschweigend an). Fragen Sie Ihr Herz, Herr Valer! Untersuchen Sie Ihre Aufführung und Ihre Bekanntschaften, seitdem Sie mir die Ehre angethan, mich zur Ihrigen zu wählen. Fragen Sie dieses Ihr Herz, und wenn es im Stande ist, aufrichtig auf alles zu antworten, und Ihnen in nichts zu schmeicheln, alsdann kommen Sie wieder zu mir, und gestehen mir, was Ihr Herz Ihnen in der Stille gesaget hat. (Sie will gehen.)

Valer, (der ihr nachgeht). Um des Himmels willen, erniedrigen Sie mich nicht so sehr!

Henriette. Folgen Sie mir nicht nach. Thun Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Ich bitte Sie darum. Wollen Sie?

(Valer macht eine tiefe Verbeugung, und Henriette geht mit Cathrinen ab.)

Vierter Auftritt.

Valer (allein). Ich bin verloren! Henriette weiß um alle meine Geheimnisse. Wird mir mein Herz was anders als Vorwürfe sagen können! Verdammt sey die Liebe! — Wie? die Liebe? O nein, nur die eigennützige Liebe! Aber hat mich denn der Eigennutz in die Fessel der Gräfinn gebracht? Zum Theil wol. Aber die Verdienste der Gräfinn überwiegen doch Ihren Reichthum. — Die Verdienste der Gräfinn? Ungetreuer Valer! als wenn Henriettens Verdienste nicht noch hundertmal reizender wären. Ich will mich von diesem Augenblicke an, von allem Umgan-

ge mit der Gräfinn losmachen. Aber der Verräther, der mir Henriettens Herz entziehen will —

Heinrich (redet hinter dem Flügel). Trauen Sie ja Valeren hierinn nicht!

Valer (fährt fort). Was ist das? Mein Bedienter? — Ich muß vor allen Dingen zuerst Henrietten aufsuchen, und dieser die Ursache meiner Verrätherey entdecken.

Fünfter Auftritt.

Arist, Heinrich.

Arist. Was du mir da sagest, kann ich unmöglich glauben.

Heinrich. Glauben Sie es nur auf mein Wort.

Arist. Johann hat ihr einen Brief voll verliebter Vorwürfe geschrieben, und Cathrine will ihm die Augen auskratzen.

Heinrich. O das ist ein Cartel, welches die Liebe noch mehr anfeuert.

Arist. Die Cartele, die sich zuletzt mit einem zerkratzten Gesicht endigen, taugen dem Teufel nicht.

Heinrich. Sollte Cathrine solch eine Heldinn seyn?

Arist. Hast du Lust sie zu probiren?

Heinrich. Ein bischen mit ihr tändeln möchte ich wohl; aber die ernsthaften Verbindungen mit einem Mägdchen sind nie nach meinem Geschmacke gewesen.

Arist. Du und dein Herr habet wohl einerley Geschmack?

Hein-

Heinrich. Wir sind ein paar rechte Muster der Galanterie.

Arist. Die trefflichen Muster! Du bist also wohl in den Galanteriestreichen deines Herrn Vertrauter?

Heinrich. Warum das nicht, mein Herr!

Arist. O sage mir doch, mit was vor Dulcineen ist die Chronike seiner Rittergeschichte ausgeschmücket?

Heinrich. Wir geben uns nicht die Mühe, unsere Avantüren in Geschichte zu bringen.

Arist. Ihr werdet aber doch wohl eine Rolle von den Gegenständen eurer Avantüren halten, und du, als deines Herrn Vertrauter, wirst vermuthlich die Oberaufsicht darüber haben?

Heinrich. Die Ehre habe ich.

Arist. Sage mir doch also, mein lieber Heinrich!

Heinrich. Nur keine Spionerey. Sonst fragen Sie mich nach allem; denn wo es darauf ankömmt, meinen Herrn zu verrathen, da bin ich so stumm als ein Fisch.

Arist. Da denkst du als ein ehrlicher Kerl. Wenn du gleich sonst das Ansehen nicht darnach hast.

Heinrich. Mein lieber Herr Arist! mancher hat das schönste Ansehen der Ehrlichkeit; und wenn ihm ein Fenster vor seiner Brust geschaffen wäre; so würde man nichts als Schelmerey entdecken.

Arist. Du hast ganz recht, die frömmsten Mienen verbergen die giftigsten Herzen.

Heinrich. So wie die röthesten Aepfel die häßlichsten Würmer.

Arist. Wenn du noch eine halbe Stunde in dem Tone wegsprechen wirst; so kannst du den zweyten Theil zu den Gleichnissen des Sancho abgeben.

Heinrich. Wenn man mir nur die Treue dieses vrolligten Kerls nachrühmet. Seinen Sprüchwörterwitz will ich gern entbehren.

Arist. Als ein treuer Bedienter deines Herrn hast du wohl an seinen nächtlichen Avantüren vielen Theil?

Heinrich. Ich habe oft Schildwache gestanden.

Arist. Auf die Art müßt ihr manchen gefährlichen Posten gehabt haben?

Heinrich. So wie es kömmt. Ich bin inzwischen auf meinem Posten noch immer ganz unbehindert geblieben; so, daß ich nicht ein einzigesmal habe: Wer da! schreyen dürfen.

(Ein Bedienter bringt einen Brief an Aristen.)

Der Bediente. Ein Brief, mein Herr!

Arist, (liest vor sich). (An Herrn Arist, wohnhaft bey Herrn Valer.) Das ist eine wunderliche Aufschrift. Was gilt es, die Aufschrift ist in der Eile verschrieben, und der Brief wird gewiß an Valeren seyn. (Laut zum Bedienten) Es ist gut. Geht nur. (Zu Heinrich) Heinrich!

Heinrich. Herr Arist!

Arist. Gehe zu deinem Herrn, und sage ihm, daß ich ihn in einer halben Stunde in diesem Saale gern allein sprechen möchte.

Heinrich. Es soll geschehen. (Geht ab.)

Sech-

Sechster Auftritt.

Arist (allein). Dieser Brief wird mir viel Licht geben. Ich will ihn doch lesen. (Er eröffnet den Brief und liest.)

Mein lieber Herr Valer!

„Wie? seit einem ganzen Monate habe ich Sie „nicht gesehen? Das verräth sehr wenig Zutrauen. „Ist das die Belohnung der Zärtlichkeit, die ich „gegen Sie habe blicken lassen? Undankbarer! „Schreiben Sie mir, ob ich Sie heute gewiß sehen „soll, wie Sie es mir versprochen haben. Ich hoffe „es von Ihnen, wo Sie nicht anders alle Bande „der Erkenntlichkeit und Hochachtung zerrissen ha„ben, die Sie derjenigen zeitlebens schuldig sind, die „sich mit Zärtlichkeit nennt,„

Ihre

treue Gräfinn.

Der natürliche Ton einer Buhlschwester! Ja so reden diese Creaturen alle. Sie haben Honig auf den Lippen und Galle im Herzen. Wie wird Valer erschrecken, wenn ich ihn mit diesen Waffen zu Boden schlagen werde. Ist mein Mistrauen nun Schwachheit, oder hat es Besorgniß zum Grunde? Ich muß nicht säumen, diese schöne Entdeckung meinem gleichgültigen Herrn Bruder bekannt zu machen. Da sehe ich meinen getreuen Herrn Schwiegersohn mit seiner betrogenen Liebsten kommen. Noch ist es nicht Zeit ihm seine Niederlage wissen zu lassen. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Henriette, Valer, Cathrine (von der einen und Heinrich von der andern Seite.

Valer (im Hereingehen). Ja, gnädiges Fräulein! der Schurke ist allein an allem Schuld. Da kömmt er. Ich will ihn ausforschen. Tritt näher, Spitzbube!

Heinrich. Spitzbube! Das ist ein ganz neuer Titel.

Valer. Tritt näher, sage ich dir!

Heinrich. Herr, sind Sie etwa melancholisch geworden? Die Luft ist hier im Hause nicht allzu richtig. Ich bin auch schon ganz angesteckt. Aber weder von der Krankheit Ihres Herrn Schwiegervaters, noch von der Ihrigen. Die meinige ist die Nebenbuhlerey; und ich möchte wohl dem Johann ins Gehege gehen. Was meynt Sie, Jungfer Cathrine! sollte die Jagd gut werden?

Cathrine. Nachdem der Schütze ist.

Valer. Hier nur keine Ausflüchte und Narrenspossen! Ich spaße nicht. Schurke! heißt das seinem Herrn dienen, wenn man ihn verräth?

Heinrich. Verräth? die Sprache verstehe ich nicht.

Valer. O ich will sie dir schon verständlich machen.

Heinrich. Sie möchten kein guter Lehrmeister seyn.

Valer. Ein paar Hundert Stockschläge können viel ausrichten.

Hein-

Heinrich. Bey mir gerade nichts. Wenn Sie noch hübsch freundlich mit mir umgiengen, und ohngefähr sprächen: Sieh, mein guter Heinrich! nimm mir es nicht übel. Die schlechte Luft, die ich in diesem Hause athme, hat mich dergestalt angesteckt, daß ich von dir, mein lieber Freund, oder Diener, oder wie Sie mich sonst nennen wollen, argwöhne und ein Mistrauen in dich setze. Sey so gut und entdecke mir: Bist du eine ehrliche Haut, oder bist du wirklich ein Spitzbube? Sehen Sie, mein Herr, so würde doch einem ehrlichen Manne noch mit Vernunft begegnet. Ich würde Ihnen in eben solchem Tone antworten. Ach allerliebster Herr. —

Valer. Spare mir deine Antwort, und glaube nicht, daß du mit deinen Possen auszukommen gedenkest.

Heinrich (giebt sich ein unerschrockenes Ansehen.) Nun so fragen, untersuchen, protocolliren und torquiren Sie. Ich habe einen gesetzten Muth.

Valer. Wie? hinter meinem Rücken so boshaft zu seyn?

Heinrich. Hinter Ihrem Rücken?

Valer. Ja, Nichtswürdiger! meynest du nicht, daß ich in diesem Saale alles gehöret habe, was du mit Aristen in jenem Zimmer gesprochen hast?

Heinrich. O! ist das der ganze Handel? Ey zum Henker! mein Herr! darüber hätten Sie nicht so viel Wesens machen dürfen. Ja, ich habe mit Herr Aristen gesprochen.

Valer. Wie? noch dazu so unverschämt?

Heinrich. Aber um Vergebung, Herr Valer! Wissen Sie denn, wovon wir geredt haben?

Valer. Das eben will ich wissen. Trauen Sie ja Valeren nicht! Spitzbube! Waren das nicht deine Worte?

Heinrich. Ganz richtig, mein Herr!

Valer. Was hält mich denn, daß ich den Hund nicht auf der Stelle umbringe. (Er will den Degen ziehen.)

Heinrich, (der auf die Seite läuft, wo Henriette und Cathrine stehen.) Ach! nehmen Sie mich in Schutz, gnädiges Fräulein!

Henriette. Sey nur ruhig.

Heinrich. Ach nun schöpfe ich wieder Luft.

Henriette. Fassen Sie sich Herr Valer, und hören Sie ihn wenigstens an.

Valer. Ich will nichts mehr von der Bestie wissen. Geschwinde liefere mir meine Sachen ab, und packe dich fort.

Heinrich. Erlauben Sie mir doch wenigstens, daß ich, ehe Sie mich so ohne alle Gnade fortjagen, meine Unschuld dem gnädigen Fräulein erzählen dürfe.

Valer. Der Undankbare!

Cathrine. Nun, so rede doch, Pinsel!

Heinrich. Sie wissen, gnädiges Fräulein, daß Johann in Ihre Cathrine verliebt ist, und beynahe crepiren möchte.

Cathrine. O ein paar derbe Maulschellen sollen ihn schon wieder ins Leben zurück rufen.

Henriette. Schweig, Cathrine!

Heinrich. Nun kann ich zwar nicht läugnen, daß mir der Appetit auch manchesmal angekommen ist, in Cathrinens Garten Früchte zu brechen.

Cathrine. Er mag sich nur hüten, daß ihn keine Dornen ritzen.

Henriette. Ey, so schweig doch Cathrine!

Heinrich. Ich sprach über diesen Artikel mit Herr Aristen in diesem Nebenzimmer, und that bey ihm um Cathrinen die Anwerbung.

Cathrine. Ach! das schreyt um Rache, gnädiges Fräulein; bey Ihrem Herrn Vater, und nicht bey mir selber, oder doch bey Ihnen, als meiner Herrschaft, um mich anzuhalten? Das heist das weibliche Ansehen gewaltig schmählern!

Henriette. Nun weiter, Heinrich!

Heinrich. Aber, die Wahrheit zu gestehen, gnädiges Fräulein! ich that es bloß aus Scherz, um nur dem Johann einen Possen zu spielen.

Cathrine. Seh mir doch einer den Schafskopf an! mich zur Hauptperson seines Possenspiels zu machen!

Heinrich. Ihr Herr Vater dachte, mich mit der Entschuldigung abzuweisen: so viel er von Herrn Valeren gehört, könne er keine verheyrathete Bediente leiden.

Valer. Auch keine treulose Verräther!

Heinrich. Ich aber, der ich natürlich meinen Herrn besser kennen muß, als Herr Arist.

Valer. Du sollst mich erst kennen lernen.

Heinrich. Ich erwiederte ihm, da ich eben mit Herrn Arist in den Saal treten wollte. Trauen

Sie ja Herrn Valeren in diesem Stücke nicht. Sehen Sie, gnädiges Fräulein! das ist mein ganzer Fehler, den ich begangen habe.

Henriette. Wenn es auch weiter nichts ist, Herr Valer! so verzeihen Sie doch dem armen Schelm. Ich bitte selbst darum!

Valer. Ihnen, gnädiges Fräulein! kann ich nichts abschlagen, so sehr ich auch von den Streichen meines Bedienten alles vermuthe.

Heinrich. Nun schöpfe ich recht aus dem Innersten meines Herzens wieder Luft. Herr Valer! alle meine Schelmstreiche, die ich jemals begangen habe, und noch begehen werde, sind im Einzelnen betrachtet, zwar immer Schelmenstreiche, das ist wahr; aber im Ganzen zielen sie doch allemal auf die Treue ab, die ich Ihnen beweise.

Valer. Es kömmt auf die Probe an.

Cathrine. Hat denn der Schelmstreich, den er dem Johann spielt, auch die Treue seines Herrn zum Grunde.

Heinrich. Allerdings!

Henriette zu Valer. Ihr Bedienter muß einen allerliebsten Begriff von der Treue haben.

Valer. Narr! was hat die Treue, die du mir schuldig bist, mit den Thorheiten zu thun, womit du den närrischen Johann ängstigest?

Heinrich. Ey, sehr viel, mein Herr! Wenn ich den Johann eifersüchtig mache, und den tummen Teufel, der über diese Eifersucht mistrauisch wird, zuletzt seines Mistrauens halber weidlich auslache, so wird Herr Arist, aus dem, was sei-

nem

nem Diener begegnet ist, vermuthlich einsehen, daß das Mistrauen eine ungewisse und schlechte Sache sey. Er wird Ihnen, mein Herr! seinem theuern Herrn Schwiegersohn mehr trauen, als er gethan hat, und was war die Ursache? Heinrich, der aus lauter Treue für seinen Herrn, dieses so geschickt einzufädeln wußte.

Valer. Das war weit hergeholt. Wenn du also, wie du leicht das Ansehen hast, einmal ein Mägdchen um seine Ehre bringen solltest, so wird es vielleicht auch aus lauter Treue für mich geschehen?

Heinrich. So bald Sie, mein Herr! bey dieser Ehre mit interessirt sind, (heimlich zu Valeren.) Das will so viel sagen: wenn meine Heyrath die Ehre meiner Braut wieder repariren muß, die Sie verdorben haben.

Valer. Narr!

Heinrich. Apropos! Ich hätte vor aller Ihrer Hitze Ihnen bald zu sagen vergessen, daß Herr Arist, als ich mit ihm sprach, einen Brief empfieng; über den er gewaltig die Achseln zuckte. Er hieß mich darauf fortgehen, und ich sollte Ihnen sagen, daß er Sie, mein Herr! in einer halben Stunde hier im Saale sprechen wollte.

Valer zu Henrietten. Was gilts, der Brief wird wieder von dem vertrauten Freunde kommen, der Ihnen den verdammten Zettel geschrieben hat.

Henriette. Kanntest du den Bedienten nicht, der den Brief brachte?

Hein-

Heinrich. Wer kann alle Menschengesichter kennen. Es war dazu nicht einmal ein privilegirter Laquay in seiner Uniform, sondern ein unbekannter Miethling.

Henriette. Wenn dieser Brief Sie oder mich angehen sollte, so können wir am besten von Herrn Geront Nachricht erhalten; denn mein Vater thut doch nichts ohne seinen Rath.

Valer. Kommen Sie, Henriette! Lassen Sie uns Herrn Geronten aufsuchen.

Henriette. Möchte es nur zu meiner Beruhigung geschehen (sie geht ab und Heinrich hält Cathrinen auf.)

Achter Auftritt.

Heinrich, Cathrine.

Heinrich. Ein Wort mein Kind!

Cathrine. Mein Kind? das klingt sehr vertraut! Was will er, Monsieur?

Heinrich. Monsieur? das klingt zwar nicht so vertraut, aber dennoch galant.

Cathrine. Galant! Was will er damit sagen?

Heinrich. Was ich damit sagen will?

Cathrine. Ja. Rede er.

Heinrich. Nannte Sie mich nicht eben Monsieur?

Cathrine. Nun ja! Ich hätte ihn eben so leicht Heinrich, oder auch Pinsel nennen können.

Heinrich. O ich merke wohl, Sie will nicht bey der Klinge bleiben. Höre Sie, Jungfer Cathrine!

thrine! Weiß Sie wohl, was das Wort Monsieur sagen will?

Cathrine. Was bekümmert mich das. Meinetwegen, mag es ein Ehrenname, oder ein Schimpfwort seyn. Und das letztere stünde bey ihm, deucht mich immer ehe an seiner rechten Stelle, als das erstere.

Heinrich. Da betrügt Sie sich gewaltig. Monsieur ist eben so viel, als mein Gebieter.

Cathrine. Der Narr! Mit Gunst! In dem Verstande habe ich es nicht genommen.

Heinrich. Und ein Gebieter in der Galanterie will eben so viel sagen als ein Liebhaber.

Cathrine. Und das wäre er?

Heinrich. Habe ich vielleicht nicht genug Ansehen dazu?

Cathrine. Der lächerliche Liebhaber! Ha! Ha!

Heinrich. O lache Sie nur nicht so gewaltig. Ich wollte nicht mit den Verdiensten von manchem Edelmann tauschen.

Cathrine. Das glaube ich leicht. Mancher Edelmann hat außer seinen Ahnen nicht viel Verdienste. Aber er, mein lieber Monsieur Heinrich! mein lieber Heinrich wollte ich sagen, hat doch noch diesen Vorzug, daß er ein aufgeweckter Kopf und vielleicht auch eine ziemliche treue Haut ist.

Heinrich. Ich biete Ihr meine Treue zur Probe an.

Cathrine. Das eben habe ich lange gewünscht.

Heinrich. Sie soll sehen, daß Sie länger Stich halten wird, als die Treue eines Hofmannes.

Cathri-

Cathrine. Wir werden sehen.

Heinrich. Ein Mäulchen, mein Kind! Auf Abschlag unserer Treue. (Er will sie umarmen.)

Cathrine. Sachte! sachte! Ich sehe wohl, er irrt sich gewaltig.

Heinrich. O ich irre mich gar nicht.

Cathrine. Von welcher Treue glaubt er denn, daß ich rede?

Heinrich. Von welcher Treue? Das ist poßierlich! Giebt es denn mehr als eine Treue? — Ey nun von der Treue, die da macht, daß ich außer Cathrinchen allen Mägdchen in der ganzen Welt untreu werde.

Cathrine. Ha! Ha! Ha! Ich gebe ihm die Erlaubniß allen Mägdchen in der ganzen Welt treu zu bleiben.

Heinrich. So?

Cathrine. Ich wollte ihn nur wegen der Treue seines Herrn gegen meine Fräulein auf die Probe stellen.

Heinrich. Da habe ich mich geirrt.

Cathrine. Wenn er meynt?

Heinrich. Aber sage Sie einmal Jungfer Cathrine! habe ich nicht bessere Gaben Ihren Liebhaber vorzustellen, als Ihr eifersüchtiger närrischer Johann?

Cathrine. Monsieur Heinrich! wenn er nicht will, daß ich ihm ein paarmal so recht derbe auf die Backen klatschen soll, so hüte er sich ja künftig mehr auf meinen Bräutigam zu schimpfen. Seine Gaben, Monsieur Heinrich! können für einen Liebhaber

haber wohl besser seyn als des Johann seine, das will ich nicht untersuchen; denn zu den Gaben eines Liebhabers wird auch gewaltig viel Unverschämtheit erfordert, und diese hat er die Ehre im höchsten Grade zu besitzen.

Heinrich. O Sie erhebt meine Verdienste auch gar zu sehr.

Cathrine. Aber ob er auch mit seinem Herzen dem Johann gleich kömmt, daran zweifele ich.

Heinrich. Das kömmt noch auf die Probe an.

Cathrine. Ich würde bey dieser Probe am meisten verlieren.

Heinrich. Im Grunde nichts mehr als ich.

Cathrine. Er bringt mich ganz davon ab, was ich ihn fragen wollte.

Heinrich. Frage Sie nur.

Cathrine. Ist es wahr, daß sein Herr in eine gewisse Gräfinn vernarrt ist? Wie heist sie, und wo wohnt sie?

Heinrich. Ehe ich Ihr darauf dienen kann, mein liebes Cathrinchen, so beantwortet Sie mir ja wohl vorher eine Frage, nicht wahr?

Cathrine. O ja! Nur geschwinde.

Heinrich. Ist Sie verschwiegen, und meynt Sie es mit Ihrer Herrschaft recht treu?

Cathrine. Das war eine höchst überflüßige Frage. Allerdings, Monsieur Heinrich!

Heinrich. Das ist mir lieb. Sonst hätte ich Sie ersuchen wollen, von mir das Muster zu nehmen.

Cathrine. Wie versteht er das?

Heinrich. Wie ich das verstehe. Es ist doch, deucht mich, verständlich genug?

Cathrine. O! ich merke schon. Er will nicht mit der Sprache heraus.

Heinrich. Aber dennoch kann nur ein einzigs Geschenk in der ganzen Welt mir hierinn die Zunge lösen.

Cathrine. Und welches!

Heinrich. Ihr kleines süßes Herzgen!

Cathrine. Adieu, Monsieur Heinrich! (vor sich) der lächerliche Liebhaber! (Sie geht mit vielen Gebährden und Lachen ab.)

Neunter Auftritt.

Johann, (der eben kömmt, als Cathrine weggeht) Heinrich.

Johann. Wie? Cathrine mit Heinrich allein, und da ich komme, schleicht sie sich fort. Ach Johann! Johann!

Heinrich. Warum so tiefsinnig, Camrad!

Johann. Ich bin immer so, wenn ich nicht aufgeräumt bin.

Heinrich. Du scheinst mir aber sehr verdrüßlich zu seyn. Wen suchst du hier?

Johann. Meine Ehre.

Heinrich. Hui! die ist mit keiner Extrapost wieder einzuholen, wenn sie erst einmal eschapirt ist.

Johann. Ja, das merke ich wohl.

Heinrich. Du spaßest doch nur, will ich hoffen? du kannst ja wohl nimmermehr deine Ehre verloren haben?

Johann.

Johann. Ich spaße nicht, und ich will sie da wieder suchen, wo ich sie verloren habe.

Heinrich. Du sprichst, wie ein Roman.

Johann. In diesem Stücke halte ich den Teufel nichts von Romanen. Höre, Camrad! hier (auf seine Stirne zeigend) bin ich verteufelt kützlich.

Heinrich. So laß dir den Kützel vertreiben.

Johann. Eben deswegen bin ich hierher gekommen.

Heinrich. So?

Johann. Aus keiner andern Ursache.

Heinrich. Komm, Camrad! Laß uns in das nächste Weinhaus gehen, wir wollen unsere Kehle kützeln; so wird sich das Jucken auf der Stirne verlieren.

Johann. Zum Trinken habe ich heute keinen Appetit.

Heinrich. Wozu denn?

Johann. Zum Halsbrechen.

Heinrich. Gesegnete Mahlzeit! da speise ich nicht mit.

Johann. Du wirst doch müssen, du magst wollen, oder nicht.

Heinrich. Im Ernst, Camrad!

Johann. Im ganzen Ernst!

Heinrich. Was habe ich denn mit deiner Stirne und mit deinem Halsbrechen vor Gemeinschaft?

Johann. Frage nur Cathrinen, die eben von dir gieng, die wird es dir sagen.

Heinrich. Armer Schelm! Ich glaube gar du bist eifersüchtig?

Johann. Zum rasend werden.

Heinrich. Da bedaure ich dich. (Vor sich) Ich will doch den Narren noch in seinem Irrthum lassen. (Laut) Hör, Johann! Kannst du mir es übel nehmen, daß ich der Cathrine liebenswürdig vorkomme?

Johann. Ob ich dir es übel nehmen kann? Der trotzige Nebenbuhler!

Heinrich. Der eifersüchtige Ritter von der traurigen Gestalt!

Johann. Nicht geschimpft, Camrad! Oder —

Heinrich. Du willst mir also mit Gewalt verbieten, mit Cathrinen keinen Umgang zu haben?

Johann. Ja!

Heinrich. Weißt du auch, was ich davon denke?

Johann. Und was denkst du denn?

Heinrich. Daß du das mit Ungestüm auszurichten glaubest, was du durch deine Verdienste nicht erlangen kannst.

Johann. O! hier kömmt es nicht aufs Raisonniren an.

Heinrich. Sondern aufs Halsbrechen, nicht wahr? Mein guter Camrad, mit einem zerbrochenen Hals würde Cathrinen nichts gedient seyn.

Johann. Also willst du mir Cathrinen nicht abtreten?

Heinrich. O endlich bricht mir auch die Geduld. Nein!

Johann. Nicht? So bitte ich dich um einen einzigen Gefallen.

Hein-

Heinrich. Laß hören!

Johann. Hat dein Herr keinen Degen?

Heinrich. Freylich! einen Hauer, mit der schönsten Potzdammer Klinge, womit er im letzten Feldzuge zehn Russen auf einen Hieb die Köpfe gespalten.

Johann. Den meyne ich nicht. Hat er nicht sonst noch einen?

Heinrich. Hinter seinem Bette steht noch ein kleines Stoßdegelgen, das er als Cammerjunker getragen, aber gegen niemand als gegen mich, doch nur mit der Scheide versteht sich, gezogen hat.

Johann. Den meyne ich.

Heinrich. Und was soll der?

Johann. Sey so gut, und komme mit diesem Degen in einer Stunde hier in den Saal.

Heinrich. Um mir den Hals zu brechen?

Johann. Ich will nur probiren, ob du eben so viel Herz als Verwegenheit hast!

Heinrich, (vor sich). Bald sollte ich die Rolle mit diesem Narren so weit spielen, als ich nur immer kann.

Johann. Wie, du antwortest mir nicht?

Heinrich. Ja, Camrad! ich will kommen, hier hast du meine Hand.

Johann. Eingeschlagen! Wir wollen als ein paar Cavaliere unser Point d'Honneur mit Blut behaupten. Ich will unterdessen alles veranstalten. (Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Heinrich, (allein). Nun sage mir noch jemand, daß die Liebe nicht verrückt machen kann. Zum Teufel; wenn ich eben so närrisch über sie werden sollte; ich wollte mir allemal die Augen zuhalten, wenn ich ein hübsches Mägdchen kommen sähe. Bis zum Duell habe ich den Tropf nun gebracht. Aber mich wirklich mit ihm zu schlagen, das ist meine Sache nicht, wenn ich auch wirklich in Cathrinen verliebt wäre. Als ich mit meinem Herrn zu Felde war, bin ich immer noch eine halbe Meile hinter der Bagage geblieben, weil ich kein Blut sehen konnte; und hier sollte ich freywillig meinen Hals zum besten geben? Ja, wenn Heinrich ein Narr wäre. Lächerlich will ich den Tropf machen, aber mich mit ihm herum balgen, das lasse ich wohl bleiben.

Eilfter Auftritt.

Arist, Henriette, Heinrich.

Arist zum Heinrich. Was machst du allein hier im Saale?

Heinrich. Ich warte auf meinen Herrn.

Arist. Geh, und sage ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche. (Heinrich geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Arist, Henriette.

Arist. Ja, meine Tochter, was ich von Valeren geargwöhnet habe, hat seine gute Richtigkeit.

Hier

Hier in diesem Saal, wo uns niemand stöhren wird, kann ich frey mit dir sprechen. Sein Herz

Henriette. Ist keiner Untreue fähig.

Arist. Es wäre zu wünschen; allein die Erfahrung hat mir das Gegentheil gewiesen. Sage mir: hältst du den Leichtsinn vor eine Tugend, oder vor ein Laster?

Henriette. Höchstens vor einen Fehler, Papa! Zu einem Laster will schon viel gehören.

Arist. Ach! meine Tochter, vom Fehler zum Laster ist nur ein einziger Schritt. Ich will dir zugeben, daß der Leichtsinn nur ein Fehler sey; aber du wirst mir auch nicht widersprechen können, daß der Uebergang zu entsetzlich vielen Lastern, ja selbst zu den größten Verbrechen, eine mögliche, gemeiniglich sehr schnelle und oft leider zu gewisse Sache sey. Ein Liebhaber, der so leichtsinnig ist, seine Treue zu brechen, wird als Ehemann kein Bedenken tragen, seinen besten Freund um seine Ehre zu bringen, so bald nur seine Leidenschaft aufwacht. Und haben wir nicht die betrübtesten Exempel, daß Verrätherey, ja selbst Meyneid und Mord die erstaunenden Folgen einer Liebe geworden sind, die im Anfang nur bloßen Leichtsinn zum Grunde hatte.

Henriette. Das ist wahr. Aber, lieber Papa! muß man nicht von dem Herzen des Menschen allemal das Beste vermuthen?

Arist. Von einem redlichen Herzen, ja! Aber wie viele sind derer?

Henriette. Zur Beschuldigung eines öffentlichen Leichtsinnes gehören dennoch, wie mich deucht, sehr überzeugende Proben.

Arist. Die habe ich, Henriette!

Henriette. Wer sollte die Ihnen gegeben haben? Nennen Sie mir den Betrüger!

Arist. O, das Ohngefähr ist immer gütiger gegen mich gewesen, als die Menschen.

Henriette. Die Sprache ist sehr dunkel.

Arist. Ich will deutlicher reden: Valer liebt anderwärts.

Henriette. Er liebt, sagen Sie? O dieß Wort ist leicht ausgesprochen. Er liebt, sagen Sie? Wie geschwinde urtheilen Sie doch von der Wahrheit einer Sache, und wie sehr weigert sich mein Herz ihr Beyfall zu geben.

Arist. Ja, schmeichle dir nur!

Henriette. Ich will Ihnen zugeben Papa! daß Herr Valer, wenn ich nach seinem Temperamente urtheile, ganz wohl einiges Leichtsinns zu beschuldigen wäre. Man weiß, wie die jungen Herren die zur Armee gehen, verführt werden. Der Leichtsinn ist der gewöhnliche Fehler der Jugend.

Arist. Ja, der Jugend; aber auch nur ihr halte ich etwas Leichtsinn zu gute. Allein keinem Manne wie Valer, der die Welt gesehen, und in öffentlicher Bedienung gestanden hat, zu der ich durchaus ein rechtschaffenes Herz verlange.

Henriette. Ihre Strenge und Ihr Mistrauen, Herr Vater! halten Sie mir meine Kühnheit zu Gute, würden auf diese Weise wenig rechtschaffene Her-

Herzen antreffen. Sie beurtheilen die Menschen immer, wie sie seyn sollten, aber nicht, wie sie wirklich sind.

Arist. Sprich lieber, wie sie seyn könnten. Gehört denn mehr Klugheit dazu, ein ehrlicher Mann, als ein Spitzbube zu seyn? und ist der Vorsatz nicht leichter auszuführen, ein treuer Liebhaber, als ein ungetreuer Verräther zu heißen? Ach, meine Tochter! die Bahn der Tugend ist so leicht und dabey so sicher zu gehen, daß es nur auf den Vorsatz ankömmt, sie betreten zu wollen.

Henriette. Inzwischen bringt auch der rechtschaffenste Mensch, der diese Bahn geht, noch immer seine Fehler mit.

Arist. Freylich wohl; aber diese Fehler verlieren sich, je weiter er auf der Bahn der Tugend fortgeht.

Henriette. Das hoffe ich auch von Valeren.

Arist. Ich bedaure dich, mein Kind! dein gutes Herz, das mir immer an dir so wohlgefallen hat, stellet sich beständig die Menschen von ihrer guten Seite, und immer so vor, als du selber bist. Danke dem Himmel für dieses schöne Geschenk! Es ist das liebste Antheil seiner Wohlthaten; aber glaube mir, und je älter du wirst, je mehr wirst du es erfahren, daß uns dieses unser gutes Herz zuweilen gewaltig betrügen kann, wenn wir nicht die Vernunft zum Führer nehmen. Mich hat mein gutes Herz mein Vermögen, die Gnade meines Fürsten und meine Bedienung gekostet. Nichts als die Erfahrung und die Vernunft, die ich in der Stille, und

fern von dem Geräusche des Hofes zu Rathe gezogen, hat mich davon überzeuget. Glaube der Vorstellung deines Vaters, der in deinen Augen zwar immer noch mistrauisch zu seyn scheint, aber zu dessen Mistrauen du allemal die Zärtlichkeit mit hinzudenken mußt, die er für deine Wohlfahrt heget.

Henriette. Ich küsse Ihnen die Hände für Ihre gütige Vorsorge; und ich kann Ihnen mit nichts, als mit meinen Thränen danken.

Arist. Umarme mich, mein Kind! (Er schleußt Henrietten in seine Arme.) Ach! möchtest du beständig nur die süßen Früchte deines guten Herzens, und niemals die unangenehmen Folgen seiner Schwäche genießen.

Henriette. Verdient denn Herr Valer keine Entschuldigung bey Ihnen?

Arist. Nein, meine Tochter! Er ist ein Ungetreuer, ein Verräther!

Henriette. Was sagen Sie?

Arist. Hier kömmt er, und ich habe Waffen bey mir (hier zieht er den Brief aus der Tasche) die seine Kühnheit gewaltig besiegen sollen.

Henriette. Ach! was wird noch aus mir werden!

Dreyzehnter Auftritt.

Arist, Henriette, Valer.

Valer zu Arist. Mein Bedienter hat mir gesagt, daß Sie mich zu sprechen wünschten.

Arist. Ja, Herr Valer!

Hen-

Henriette. Kommen Sie, beweisen Sie Ihre Unschuld. Man hält Sie vor einen Leichtsinnigen, vor einen Ungetreuen, vor einen Verräther.

Valer. Mich, schönste Henriette!

Arist. Es wird Ihnen nicht schwer werden, den Beweis zu geben, mir aber sehr schwer, ihn zu glauben.

Valer. Was sagen Sie?

Arist. Glaube mir, Henriette! in diesem Jahrhunderte muß man die getreuen Liebhaber bloß in den Romanen suchen.

Valer. Wie? Herr Arist! auch Sie schlagen sich zu der Partey meiner Feinde?

Arist. Haben Sie Feinde, Herr Valer? das weiß ich nicht. Wenigstens müssen Sie diese nicht in meinem Hause suchen.

Valer. Ich weiß schon, was ich davon denken soll. Es giebt eine gewisse Art Menschen, die uns mit ihrem Betragen, das den Schein der Gleichgültigkeit hat, aber im Grunde ein unverdientes Mistrauen ist, tausendmal mehr beleidigen, und wenn ich aufrichtig reden soll, auch tausendmal mehr schaden, als offenbare Feinde nimmermehr thun können.

Arist. Sie machen mir viel Ehre, Herr Valer! daß Sie mir es nicht gerade zu sagen, wovor Sie mich halten. In der That, Sie haben sich in der Politik besser umgesehen, als ich.

Valer. Sparen Sie den ironischen Ton. Haben Sie kein grausameres Mittel sich von Ihren Verbindungen loszumachen, und mir Ihr Wort zu brechen?

Arist. Ich bin ein ehrlicher Mann. Ich beweise es Ihnen, ohne viel davon zu prahlen.

Valer. Wohlan! so halten Sie mir Ihr Versprechen. Warum zögern Sie denn, mir Ihre Einwilligung zu geben? Sagen Sie nur ein Wort; so machen Sie mich heute zum glücklichsten Menschen!

Arist. Herr Valer! Herr Valer! das Alter hat mir erst die Augen geöffnet. Es hat mich wider meinen Willen das Herz des Menschen kennen gelehret. Leute von allerley Art haben mich betrogen. Höflinge, Freunde und Frauenspersonen. Ich habe nichts als einen betrügerischen Schein wahrgenommen. Die Menschen prahlen erstaunlich viel von Empfindung, von Freundschaft und Zärtlichkeit. Allein, alle ihre Freundschaftsversicherungen sind überzuckertes Gift. Der ganze Mensch ist nur eine Maske.

Valer. Was geht mich diese Predigt an?

Arist, (der den Brief aus einander schlägt, und ihn dem Valer vorhält.) Kennen Sie den Namen und die Züge dieses Briefes? Was sagen Sie dazu?

Valer, (vor sich.) Was seh ich! Ich bin erstaunt!

Arist. Da, meine Tochter! ließ dieses schöne Schreiben.

Henriette liest. „Mein lieber Herr Valer (vor sich.) Ach! ich Unglückliche!

Arist. Nur weiter.

Henriette liest. „Wie? seit einem ganzen Monate habe ich Sie nicht gesehen?

Arist. Du sagtest erst, daß Herr Valer ein so gutes Herz hätte, und er kann doch so hart seyn,

und seine Gebieterinn einen ganzen Monat schmachten lassen. Weiter.

Henriette (liest.) „Das verräth sehr wenig Zu„trauen. Ist das die Belohnung der Zärtlichkeit, „die ich gegen Sie habe blicken lassen?

Arist. Sie müssen ein recht steinernes Herz haben, Herr Valer!

Valer, (vor sich.) Himmel! wie sehr werde ich erniedriget!

Henriette (liest). „Undankbarer! Schreiben Sie „mir, ob ich Sie heute gewiß sehen soll, wie Sie „mir versprochen haben.

Arist. Was haben Sie doch vor ein kurzes Gedächtniß, Herr Valer! Sie dringen so ungestüm in mich ein, Ihnen heute Henrietten zu geben, und bedenken nicht, daß Sie schon bey einer andern Schönen auf heute engagirt waren.

Valer. Ich möchte vor Scham in die Erde sinken!

Henriette (liest.) „Ich hoffe es von Ihnen, wo „Sie nicht anders alle Bande der Erkenntlichkeit „und Hochachtung zerrissen haben.

Arist. Die schreibt so ziemlich die Wahrheit.

Henriette (liest.) „Zerrissen haben, die Sie derje„nigen zeitlebens schuldig sind, (vor sich) o das ist kaum auszustehen! (liest weiter) „die sich mit Zärt„lichkeit nennt Ihre treue Gräfinn.„ (zu Aristen) Erlauben Sie, Herr Vater, daß ich diesen Brief behalten dürfe.

Arist. Wo ist nun der treue Valer? (Eine Stille von wenigen Augenblicken.)

Valer,

Valer, (der sich Henrietten nahen will:) Gnädiges Fräulein!

Henriette, (die sich zurückzieht.) Gehen Sie, Verräther! Opfern Sie Ihre Flammen derjenigen auf, die vielleicht das erste Recht auf Ihr Herz haben mag. Ich kenne sie nicht. Wer sie aber auch seyn mag, so habe ich mehr Mitleid mit ihr, als mit mir selbst. Gewissenloser! Können Sie mir ein getheiltes Herz antragen?

Valer. Zu Ihren Füßen beschwöre ich Sie!

Henriette. Stehen Sie auf, u. schämen Sie sich!

Valer, (zu Aristen.) Herr Arist! stehen Sie mir bey. (zu Henrietten) Ach! schönste Henriette! ich will vor Ihren Augen sterben, wo nicht hinter dem ganzen Briefe ein Betrug steckt.

Henriette. Könnte das möglich seyn, Treuloser!

Valer. Ich will des Todes seyn, wo ich jemals eine andere liebe, als Sie, theureste Henriette!

Arist. Galimathias! So sprechen die Verliebten in der Hitze alle.

Valer, (hitzig.) Nicht alle, Herr Arist! (Er wirft sich vor Henrietten nieder, zieht den Degen, u. spricht) Verlangen Sie mein Leben?

Henriette (fällt ihm in den Degen.) Ach!

Arist. Was schreyst du? das hat keine Gefahr. Du darfst nur sicher auf diese Degenprobe provociren. Es wird sie gewiß kein Verliebter an sich machen; er müßte denn ganz närrisch seyn. Pfuy! Herr Valer! geschwinde besehen Sie die Spitze und Schneide, und stecken Ihr Mordgewehr ein.

Valer, (der aufsteht.) Das ist zu viel!

Vierzehnter Auftritt.

Arist, Henriette, Valer, Geront.

Valer, (zu Geronten, der eben hereinkömmt.) Kommen Sie, Herr Geront! Stehen Sie mir wider einen grausamen Vater und eine unerbittliche Liebste bey!

Geront. Was giebt es denn hier? Mein Bruder hat seine gelassene beißende Miene, Henriette ist voller Betrübniß, und Sie, Herr Valer! scheinen mir gar verzweifeln zu wollen. Was gilt es, da ist die Karte verrathen?

Henriette. Welche Karte, Herr Geront!

Geront. Die unsere jungen Herren alle spielen, aber gemeiniglich so unbesonnen, daß sie andere mit ins Spiel gucken lassen.

Henriette. Erklären Sie sich deutlicher, Herr Geront!

Geront. Ey zum Henker! Muhme! das ist ja deutlich genug. Herr Valer hat mit einer gewissen schönen Gräfinn tet-a-tet gespielet. Sehen Sie, daß ich doch noch ein Wörtchen Französisch weiß, ohne daß ich bey Hofe gewesen bin, aber er hat die Karte so unbesonnen gehalten, daß mein Bruder ihm ins Spiel gesehen hat.

Arist. O! ich will dem Spiel bald ein Ende machen.

Henriette. Meinethalben mag er immerfort spielen.

Geront. Recht so, Muhme! Die Galanteriespiele Ihres Liebhabers müssen Ihrem Siege erst den rechten Glanz geben.

Hen-

Henriette. Was sagen Sie, Herr Vetter! Nein, solche Begriffe habe ich nicht von der Liebe.

Geront. Possen! mein Kind! Sie werden mit aller Ihrer Strenge die Herzen der Mannspersonen nicht umschmelzen. Das Flatterhafte ist die rechte Tinctur der Liebe, und Ihr Liebhaber besitzt dieses Verdienst im höchsten Grade.

Valer. Sie thun mir viel Ehre an, Herr Geront!

Geront. Nur nicht so blöde gethan, Herr Valer! Wenn alle Schelmenstreiche, die im Reiche der Liebe gespielet werden, den Hals gelten sollten; so würden wir vielleicht alle ohne Kopf herumlaufen.

Henriette. Ihr Spaß, Herr Vetter! ist sehr zur Unzeit angebracht.

Arist. Bruder! Ihr betragt euch nicht anders, als ob Ihr da Harlekinaden spielen wolltet, wo es auf Ernst ankömmt.

Geront. Nun, was habet ihr denn vor Geheimnisse, die euch so ernsthaft machen?

Valer. Ich will es Ihnen ganz kurz sagen: Herr Arist hält mich mit einer gewissen Gräfinn in Verdacht, und will mir desfalls sein Wort nicht halten; und in Henriettens Augen bin ich vor lauter Gehorsam gegen Ihren Herrn Vater ein Ungetreuer.

Geront. Nichts weiter, als das? Ich glaubte, Sie hätten Giftmischerey vorgehabt. (Zu Arist) Bruder! zu Valerens Harlekinaden, die er mit der Gräfinn spielet, schicken sich meine Harlekinaden weit besser, als euer ernsthaftes Ansehen. (Zu Valeren) Beru-

Beruhigen Sie sich, Herr Valer! beruhigen Sie sich. Ich nehme es auf mich, Henrietten wieder gut zu machen.

Valer. Ach! versprechen Sie mir das?

Henriette. Das können Sie versprechen, Herr Geront? Haben Sie denn über mein Herz zu befehlen?

Geront. Behüte der Himmel! Muhme! Wer kann dem befehlen? Ich wette inzwischen Hundert gegen eins: Herr Valer soll noch heute Abend in Ihren Augen der liebenswürdige, der artige, der getreue Mensch seyn, der er sonst gewesen ist.

Henriette. Dazu würde viel gehören!

Arist. Mein Bruder hat den Verstand verloren.

Geront. So? eure Aufführung zeiget aber nicht, daß ihr ihn gefunden habet, wenn ich ihn ja verloren hätte.

Arist. Meine Aufführung kann ich mit einem einzigen Beweise rechtfertigen, den Henriette in Händen hat.

Geront. Ihr meynt etwa den Brief von der Gräfinn?

Arist. Ja, eben den.

Geront. Der beweist nichts, als daß er nur euer Mistrauen vergrößert.

Arist. Eine schöne Auslegung.

Geront (zu Henrietten.) Kurz, Muhme! ich werde die Gräfinn herbitten.

Henriette. Das wollten Sie? —

Valer.

Valer. Herr Geront! Sie versprechen mir alles wieder gut zu machen, und Sie können so grausam mit mir umgehen?

Geront (zu Henrietten.) Ich werde sie gewiß herbitten; Sie sollen einander kennen lernen; und was noch mehr ist, die Gräfinn soll es mit ihren Augen sehen, daß Sie Valeren heyrathen.

Henriette. Das ist zu viel! Erlauben Sie, daß ich mich entferne.

Valer, (der sie aufhalten will.) Ach! gnädiges Fräulein!

Henriette. Ich bitte Sie, folgen Sie mir nicht nach!

Funfzehnter Auftritt.

Arist, Geront, Valer.

Valer (zu Geront.) Sehen Sie nun wohl, was Sie gemacht haben?

Geront. O ja! aber ich sehe auch, was Sie machen. Schämen Sie sich! Wissen Sie noch nicht, daß das Verbot eines Frauenzimmers in diesem Stücke nichts als ein entgegengesetzter Wunsch ist? Geschwinde eilen Sie Henrietten nach.

Arist. Ich ersuche Sie selbst darum. Sagen Sie zugleich meiner Tochter, daß ich sie gern auf einige Augenblicke in meinem Zimmer allein sprechen möchte. (Valer geht ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Ariſt, Geront.

Ariſt. Kennt ihr denn die Gräfinn, Bruder?

Geront. Besser, als jemand; und Ihr sollt sie auch kennen lernen. Sie hat sich nach der Mahlzeit bey mir melden lassen.

Ariſt. Ich will sie durchaus nicht sprechen.

Geront. O! ihr werdet schon müssen.

Ariſt. Wer will mich dazu zwingen?

Geront. Die Liebe.

Ariſt. Habt ihr mich zum besten, Bruder?

Geront. Ganz gewiß die Liebe! und zwar die zärtlichste Liebe, die nur immer möglich ist.

Ariſt. Possen! kommt, ich will euch während der Mahlzeit das schriftliche Gericht dieser saubern Geliebten zu kosten geben. Ihr werdet keinen Appetit zu ihr bekommen, so bald ihr nur den Brief mit Aufmerksamkeit gelesen habt.

Geront (vor sich.) Er wird ganz anders sprechen, wenn er die Gräfinn nur erst kennen wird.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Johann allein, (mit großen Schlaghandschuhen und einem entsetzlichen Degen.)

Wahrhaftig Johann, wer dich in dieser Rüstung sähe, sollte dich wenigstens vor den Waffenträger des Don Quichot halten; Ha! Ich muß über mich selbst lachen. Ich fordere Heinrichen zum Zweykampf heraus; ich lege ein paar abscheuliche Fechterhandschuh an, und umgürte mich mit einem riesenmäßigen Degen; und habe gerade so wenig Herz ihn zu ziehen, als ein Officier, der erst seit acht Tagen von seiner Mama zur Armee gereiset ist. Aber wenn nun zum Unglück Heinrich zur bestimmten Stunde erschien? — Ja, das wäre ein verhenkerter Streich! — Er ist mit seinem Herrn zu Felde gewesen. Er könnte leicht so viel Herz haben. Hm! als wenn alle die Herz haben müßten, die zu Felde giengen. Ich habe es ihm an seiner Physiognomie angesehen, daß er nicht kommen wird. Doch horch! da kömmt jemand. Das ist er ganz gewiß. Nein, es ist Cathrine.

Zweyter Auftritt.

Cathrine, Johann.

Cathrine, (vor sich.) Heinrich hat doch nicht gelogen; und da ist Johann in Lebensgröße. (Laut) Sieh da! Johann!

Johann. Zu dienen, mein Engel!

Cathrine. Was zum Teufel in einer solchen Rüstung! Was willst du?

Johann. Meinen Feind erwarten.

Cathrine. Und wer ist der?

Johann. Heinrich!

Cathrine. Ey du spaßest!

Johann. Ich spaße nicht.

Cathrine. Höre, mein guter Johann! wenn du noch in deinem ganzen Körper nur ein Fünkchen gesunde Vernunft übrig hast, so geh und schäme dich. Lege dein Mordgewehr ab, und sey wieder klug. Denn kurzum, ich bin itzt der Heinrich mit dem du es aufzunehmen hast. Die Händel haben meinetwegen ihren Ursprung genommen. Ich war die Hauptperson deines Streits, und folglich mußt du dich an mir halten. Ich bin dir so noch eine Antwort auf das saubere Billetchen schuldig, und die kann ich dir itzt zugleich mitgeben.

Johann. Ich thue alles ohne Vergeltung.

Cathrine. Ich nicht. Ich denke in diesem Stücke ganz anders. Hüte dich!

Johann. Wovor, meine Schöne?

Cathrine. Hüte dich! sage ich dir. Deine närrische Eifersucht könnte leicht das Vergeltungsrecht auffordern.

Johann. Aber zum Henker! mein Täubchen! Kann ein Verliebter, der noch dazu so rasend liebt, wie ich, wohl ohne Eifersucht seyn?

Cathrine. Was denkst du denn mit deiner Eifersucht und mit deinem Mistrauen auszurichten?

Johann. Heinrichen und allen, die mein Glück stören wollen, den Hals zu brechen!

Cathrine. Hui! der mörderische Liebhaber! Adieu, Monsieur Johann! meinen Hals habe ich noch zu lieb.

Johann. Von deinem Halse, mein Engel! ist hier nicht die Rede!

Cathrine. Glaubst du wohl, daß ich aller deiner Vorsicht ungeachtet, dich zum Hahnrey machen kann?

Johann. So?

Cathrine. Ja ganz gewiß. Und das Mägdchen, das ihren künftigen Argus von Ehemann, der wie du, mit Schlaghandschuhen und Degen vor ihrer Keuschheit Wache halten will, nicht das allerabscheulichste Hirschgeweih auf die Stirne pflanzt, verdienet, daß sie Zeit ihres Lebens Jungfer bleibt. Mein guter Johann! Sey unbekümmert. So lange Cathrine so noch nach der alten Mode weg denkt, wie sie in ihrer Familie von Ur-Ur-Mütter an gedacht haben; so lange wird deine Ehre keine Gefahr laufen.

Johann. Was du also vor kurzem hier im Saal mit Heinrichen sprachest, das gieng mich gar nichts an?

Cathri-

Cathrine. Zu deiner Strafe sollte ich dich billig noch ein wenig ängstigen. Aber du daurest mich, und ich habe mit deiner Schwachheit Mitleiden. Nein, sage ich dir. Ja, Heinrich! das wäre auch noch eine Figur für mich.

Johann. O ich lebe ganz wieder auf! Laß dich umarmen, mein Kind!

Cathrine, (vor sich.) Was doch die Ueberredung eines Frauenzimmers vor Gewalt über das Herz einer Mannsperson hat!

Johann. Was sagst du?

Cathrine. O ich freue mich nur heimlich über die Gewalt, die Johann über mein Herz hat.

Johann. Ach! das süße Herzchen, das!

Cathrine. St! Mich deucht, ich höre jemand kommen. Gehe geschwinde und lege den abscheulichen Degen ab, damit du nicht lächerlich wirst. Ja, es ist Herr Geront. Geh doch! (Johann geht ab.)

Dritter Auftritt.

Geront, Cathrine.

Geront, (vor sich und sieht auf seine Uhr) Es ist beynahe um die Zeit, daß die Gräfinn sich bey mir hat melden lassen. (Laut zu Cathrinen) Was machst du hier, Cathrine!

Cathrine. Ich gebe allen meinen Gedanken Audienz.

Geront. Hast du denn viel Gedanken?

Cathrine. O! mein Herr! mehr als zwanzig Poeten nicht haben können!

Geront. Das glaube ich wohl. In den Schriften von manchem dieser Herren sind die Gedanken oft eben so rar, als die Schaupfennige in einer Wechselbude! Aber mich deucht, du wärest nicht allein, als ich kam, ich hörte eine gewisse Stimme —

Cathrine. Es war Johanns Stimme.

Geront. Wie? Hat er sich hier verkrochen?

Cathrine. Nein. Er ist wieder weggegangen. Er hat mir bloß seine Gedanken hier gelassen; die haben sich zu den meinigen gesellet, und schleichen und murmeln nun so leise in meinem Herzen herum. Sehen Sie, Herr Geront, spreche ich nicht recht erhaben?

Geront. O du verdienest den Lorbeerkranz! Doch mich deucht, es ruft jemand.

Cathrine. O nein!

Geront, (vor sich.) Ich wollte nicht, daß das verzweifelte Mägdchen die Gräfinn bey mir antreffen sollte. (Laut) Was ist die Glocke?

Cathrine. Ich glaube, es hat sieben geschlagen.

Geront. Horch! Itzt ruft jemand!

Cathrine. Nicht doch, sage ich Ihnen. Aber ich merke wohl, Sie wollen gern alleine seyn.

Geront. Du hast es errathen. Ja, Cathrine! Ich möchte meinen Gedanken auch gern einmal Audienz geben.

Cathrine. Und Cathrine weiß zu leben. (Sie macht einen tiefen Reverenz, und geht ab.)

Vierter Auftritt.

Geront allein. Was mir die Gräfinn in ihrem Billet gemeldet hat, scheint von der äußersten Wichtigkeit zu seyn, und ich brenne recht vor Verlangen, die nähern Umstände von ihr zu hören. Wenn es wahr ist, daß Valer — Doch da kömmt sie.

Fünfter Auftritt.

Die Gräfinn, Geront.

Die Gräfinn, (von einem Bedienten begleitet, der sich aber sogleich wieder entfernet.) Ich freue mich, mein Herr! daß ich heute durch Ihre Unterstützung so glücklich seyn soll, den Lohn aller meiner Erwartungen von demjenigen einzuerndten, der auf mein Herz und meine Zärtlichkeit das erste Recht hat.

Geront. Gnädige Frau! es soll mir nichts angenehmer seyn, als die Freude Ihnen gedienet zu haben.

Die Gräfinn. Sie denken sehr großmüthig, mein Herr!

Geront, (der ihr einen Stuhl reichet.) Setzen Sie sich, Madame! (sie setzt sich und neben ihr Geront, welcher fortfährt) Sie haben mir eine Entdeckung gemacht, die mich nothwendig in Absicht meiner Muhme außerordentlich interessirt. Haben Sie dahero die Gnade und erzählen mir die Umstände Ihrer Geschichte, die gewiß nicht wenig interessant seyn muß.

Die Gräfinn. Mein Herr, ich halte Sie vor einen rechtschaffenen Mann.

Geront. Das ist kein Vorzug, gnädige Frau! Rechtschaffen sollten alle Menschen seyn.

Die Gräfinn. Ach! freylich! und wenn Sie das wären; so würde ich itzt nicht Ursache haben, den Verlust eines Ehegatten zu beseufzen, den ich zärtlich geliebt habe.

Geront. Entdecken Sie mir doch, wodurch Sie Ihren Gemahl verloren haben?

Die Gräfinn. Wider meinen Willen muß ich Ihnen die traurige Geschichte meiner Zärtlichkeit erzählen, die mich so viel Thränen gekostet, und mich durch nichts, als durch den Besitz eines einzigen Sohns belohnt hat, den ich vor tugendhaft halte. Sie sind ein rechtschaffener Mann, Herr Geront! und Sie werden über mein Unglück erstaunen, und alle die Verachtung in Ihrem Herzen gegen die Wuth meiner Feinde mit fühlen, die meine Tage so elend machten.

Geront. Sie haben das größte Recht auf mein Mitleid. Ich hoffe aber nicht, daß Sie bey Ihren begüterten Umständen dasselbe bedürfen.

Die Gräfinn. Ach! Herr Geront! Was können Reichthümer und Ansehen vor Heilung gewähren; (auf ihre Brust zeigend) wenn es hier blutet! Glauben Sie, kein Schmerz ist empfindlicher, als den uns unsere eigene Verwandte verursachen!

Geront. Lebt Ihr Gemahl noch?

Die Gräfinn. Ob er lebt? (Sie weint) Ach! Herr Geront! Wenn er noch lebte, so würde seine Ehegattinn nicht entfernt von ihrem Sohne ihre Tage in Kummer und Thränen haben zubringen dürfen!

Ge-

Geront. Haben Sie die Gnade, und eröffnen Sie mir Ihr ganzes Herz. Ich verspreche Ihnen meinen völligen Beystand.

Die Gräfinn. Ich verlange nichts, als Ihr Mitleid. Ihren Beystand gebrauche ich nicht, wenn ich mir ihn auch gegen meine Feinde bedienen könnte. Sie müßten ein Mörder werden, Herr Geront!

Geront. Ich erstaune. Was sagen Sie?

Die Gräfinn. Ja ganz gewiß, Sie müßten ein Mörder werden, wenn Sie meine Rache nur einigermaßen unterstützen wollten. Aber nein! diesen elenden Trost mag ich nicht. Der gehört nur für Seelen, die eben so unmenschlich denken, als die Feinde meiner Ruhe. Könnte auch alle meine Rache mir den Verlust wieder ersetzen, den ich durch dasjenige erlitten, was mir das einzige liebste auf der Welt gewesen ist? Sie sollen selbst urtheilen mein Herr! ob es wohl möglich wäre. Machen Sie sich nur geschickt, die traurigste Begebenheit zu hören, die jemals das Band der Ehe getrennt hat. Aber ich sehe zum voraus, ich ermüde Ihre Geduld.

Geront. Nein, gnädige Frau. Sie reizen meine Neubegierde! Ich bitte Sie.

Die Gräfinn. Ich war in meinem funfzehnten Jahre, als sich der Graf von Bertold um mich bewarb. So wenig Kenntniß des Herzens auch ein Frauenzimmer in diesen Jahren von sich vermuthen läßt; so hatte ich doch schon die ganze Gemüthsart des Grafen, erforscht, der meine Aeltern zuweilen besuchte, und der mein Bräutigam werden sollte.

Er war ein ungestühmer, hitziger Jüngling. Seine Erziehung widersprach seiner Geburt, und er war nur der letztern wegen ein vornehmer Mann. Meine Aeltern, die diese Verbindung gerne sahen, weil der junge Graf sehr reich war, suchten mich durch Vorstellungen und Liebkosen, und da dieses nichts helfen wollte, durch Drohungen, und durch das stolze Ansehen, zu überreden, das sich die Aeltern sehr oft über die Herzen ihrer Kinder anmaßen. Ich konnte zu niemand, als zu meinen Thränen Zuflucht nehmen. Ich fiel meinem Vater zu Füssen, ich beschwur meine Mutter, bey aller Zärtlichkeit, die sie jemals für mich gehabt, mich nicht an einen Mann zu verkaufen, dessen Gemüthsart der meinigen so sehr zuwider wäre. Allein, umsonst! Der Tag zur Hochzeit war angesetzt. Bertold der inzwischen wohl sahe, wie wenig Anspruch er auf mein Herz machen konnte, suchte seinen jüngern Bruder, den Graf von Meran zu vermögen, für ihn bey mir das Wort zu reden. Sie kamen an einem Nachmittage beyde. Den Graf Meran hatte ich noch nie gesehen. Aber Herr Geront! was vor ein Unterschied zwischen ihm und Bertold. Der Graf Meran war der wohlgebildeste, sittsamste und verständigste junge Mensch, den ich nur gesehen habe. Gleich sein erster Anblick machte mich verwirrt. Er sprach inzwischen zum Besten seines Bruders; aber ich merkte wohl, daß es mit seinem Herzen eben so beschaffen seyn mußte, als mit dem Meinigen. Er sprach für seinen Bruder; allein mit so viel Gleichgültigkeit, daß auch Bertold die Verwir-

wirrung merkte, und für sich nicht viel Gutes prophezeyhte. Ich beantwortete seinen Antrag so, wie mein Herz es mir eingab. Ich gestand ganz aufrichtig, daß ich nicht glaubte, mit einem Manne glücklich zu seyn, gegen dessen Zärtlichkeit ich nicht mehr Neigung verspührte. Bertold, der sich eine solche Antwort vermuthen war, verließ uns plötzlich, mit allen Merkmaalen des verachteten Stolzes auf seinem Gesichte. Der Graf Meran blieb bey mir, und alles, was die Liebe nur reizendes und überredendes zu sagen wußte, das sagte er. Ich zitterte auf einige Augenblicke darüber, daß der Nebenbuhler des Bertold sein eigener Bruder war, aber ich erholte mich bald; und kurz, wir schwuren einander eine ewige Liebe. Der Tag zu meiner Vermählung mit Bertold ward inzwischen, ohngeachtet meines Widerstrebens angesetzt. Noch vierzehn Tage, alsdann sollten mich die unauflöslichsten Banden mit einem Manne fesseln, den ich itzt hassen mußte, da ich ihn nicht lieben konnte. Den Abend vor diesem traurigen Tage, meldete mir Meran durch ein Billet, daß es itzt bey mir stünde, den Verfolgungen seines Bruders und der Grausamkeit meiner Aeltern zu entgehen. Kurz, wir wurden eins, und Meran entführte mich. Wir flüchteten nach England, änderten unsere Namen, und mein Gemahl fieng mit unserm wenigen Vermögen, das wir mitgenommen hatten, an zu handeln. Sie wissen, Herr Geront! daß der Adel in England aus keinen so geschäfftigen Müßiggängern besteht, als in Deutschland.

Geront. Bey uns, gnädige Frau! legt man lieber bey sechzehn Ahnen geruhig die Hände im Schooß, und hungert ganz stolz auf Gottes Barmherzigkeit weg, als daß man durch bürgerliche Gewerbe seine Geburt beflecken sollte, die gleichwohl seit den verliebten Bekanntschaften mit dem Bauernstande schon längstens nicht unbefleckt mehr geblieben ist.

Die Gräfinn. Nachdem mir der Himmel nach dem ersten Jahre unserer Vermählung einen Sohn gegeben, so lebten wir noch fünf Jahre in der größten Zufriedenheit, und wir gewannen erstaunende Summen. Aus Deutschland hatten wir weiter keine Nachrichten, als daß Bertold und meine Aeltern nichts unterlassen hätten, uns auszukundschaften. Aber, Herr Geront! wie werde ich im Stande seyn, Ihnen dasjenige, was nun folgt, ohne Thränen zu erzählen! Ach! lassen Sie mein Herz durch einige Thränen sich erst Luft machen. (Sie weint) O! daß doch niemals eine Frau die Angst und den Kummer erfahren möge, der sich damals meiner Seele bemeisterte. Ach! ich Elende!

Geront, (vor sich). Ihr Schicksal muß ganz außerordentlich seyn. (Laut) Sie dauern mich, gnädige Frau! doch erholen Sie sich! vielleicht sind Ihre Leiden nun geendiget.

Die Gräfinn. Ach! Herr Geront! Wie wäre dieß möglich? Hören Sie nur die Ursache meines Jammers. Ach! ich zittre. — (Sie hält eine Weile inne) Herr Geront!

Geront. Fassen Sie sich, Madame! Es bleibt Ihnen doch noch der Trost des Himmels, wenn gleich menschliche Tröstungen sie nicht unterstützen können.

Die Gräfinn. Ja, Herr Geront! der bleibt mir. Ich weiß es gewiß; und ohne seine Gnade, würde ich längst unter der Last meiner Schmerzen haben erliegen müssen. Doch ich wollte Ihnen ja die Ursachen derselben entdecken. An einem heitern Sommerabend, als mein Mann Geschäffte halber mich nicht begleiten konnte, gieng ich mit meinem Sohne, der eben sechs Jahre alt war, an den Ufern der Themse spatziren. Ich machte mir tausend reizende Bilder von der Glückseligkeit, die ich in dem Besitze meines Mannes, und in der Zärtlichkeit des theuersten Pfandes besaße, das ich an der Hand führte. Ich machte die lebhaftesten Entwürfe von dem Anwachse dieses meines Glückes. In diesen Gedanken kam ich vor mein Haus, und ich fand es verschlossen. Ich mochte rufen und klopfen: alles war umsonst. Ich sahe mich endlich genöthiget, durch Hülfe der Nachbarn die Hausthüre zu erbrechen. Aber, o Himmel! wie groß war meine Bestürzung! die zween redlichen Bedienten meines Gemahls lagen auf der Thiele erschossen. Ich erhob ein lautes Geschrey, und flog nach dem Zimmer meines Mannes; Gott! welch ein Anblick! Mein Gemahl schwamm in seinem Blute. Ich stürzte auf ihn. Ich konnte nicht reden; bloß mein Herz und meine Augen sprachen. Er röchelte, und ich merkte, daß noch Leben in ihm war. Er reichte mir

seine

seine Hand, die ich mit tausend Thränen netzte. Er sammlete noch die letzte Kraft und sprach: Ich sterbe, theuerste Mariane! ich sterbe, und bedenke nur, durch wessen Hände! Bertold ist mein Mörder! —

Geront. Das ist erschrecklich!

Die Gräfinn. Ja, Herr Geront, der Treulose hatte alles angewandt, uns auszuforschen, unsere Ruhe zu stören, sich zu rächen und durch einen Brudermord seine Laster zu versiegeln.

Geront. Und Ihr Gemahl, gnädige Frau?

Die Gräfinn. Mein Gemahl? Ach! ich mußte ihm bey allem, was heilig ist, versprechen, mich der Wuth seines Bruders nicht aufzuopfern, und auch sein Kind dieser Rache nicht bloß zu stellen. Als ich dieß gethan, so lächelte er mir seinen Segen zu, küßte sein Kind mit den kalten Lippen des Todes, und verschied in meinen Armen. (Sie weint).

Geront. Welch eine entsetzliche Geschichte!

Die Gräfinn. Ist sie nicht fast die einzige in ihrer Art?

Geront. Aber was faßten Sie darauf vor einen Entschluß?

Die Gräfinn. Meinen Sohn that ich nach Holland; und ließ ihn daselbst unter einem fremden Namen erziehen. Die Güter meines Mannes machte ich zu Gelde, begab mich einige Zeitlang nach Frankreich, bis ich endlich vor einiger Zeit, und nachdem ich von den Umständen meines Sohnes gern in der Nähe einige Nachricht einziehen, und

selbst

selbst prüfen wollte, ob er das Herz seines Vaters, oder den schändlichen Charakter seines Onkels geerbt, mich hier niedergelassen habe. Wie groß war meine Freude, als ich in Valeren den rechtschaffenen Jüngling fand, der den Gesinnungen des Grafen von Meran so ähnlich ist.

Geront. Wie wird Herr Valer erstaunen, wenn er in derjenigen, die er als seine Geliebte angesehen, seine Mutter erblicken wird!

Die Gräfinn. Die kleine List ihn in mich verliebt zu machen, ward von mir sehr wohl überlegt. Eben so überlegt, als daß ich ein Billet von mir in Herrn Aristens Hände kommen ließ.

Geront. Aber, gnädige Frau! was hatten Sie vor Ursache, sich ihrem Herrn Sohn nicht ehe zu erkennen zu geben? Und halten Sie mir zu Gnaden, warum unterstützten Sie ihn nicht so, als es sein Stand erfordert?

Die Gräfinn. Ich habe mich mit Fleiß bis auf eine gewisse Zeit verborgen halten wollen. Er weiß nicht anders, als daß seine Mutter längst gestorben, und daß der Kaufmann in Holland, durch den ich von Zeit zu Zeit einige Wechsel an ihn übermachen lassen, als ein Verwandter von ihm, aus christlichem Mitleiden ihm während seines Feldzuges unter die Arme gegriffen. Ich wollte ihn durchaus nicht wissen lassen, wie begütert er sey, um erst seine Prüfungsjahre auszuhalten. Es ist immer besser, wenn ein junger Mensch, der die Welt noch nicht recht kennt, nicht gleich alles in Ueberfluß hat. Mit manchen unsrer jungen Herren ihrer Gesundheit

und ihrem Gewissen würde es besser stehen, wenn sie in ihren Jünglingsjahren nicht gewußt hätten, daß sie von vornehmen Aeltern geboren wären. Betrachten Sie nur die Erziehung der meisten dieser Leute, und sagen mir, ob ich nicht Recht habe?

Geront. Davon ließen sich Folianten schreiben. Aber gnädige Frau, was ist nun Ihr Vorsatz?

Die Gräfinn. Mich Valeren zu erkennen zu geben, seine Heirath mit Henrietten zu billigen, und Herr Aristen wegen seines Mistrauens ein wenig zu bestrafen.

Geront. O thun Sie das, Madame! Thun Sie das. Mein Bruder verdient schon ein wenig gestraft zu seyn.

Die Gräfinn. Wollten Sie wohl die Güte haben, und mir Valeren herschicken. (Sie steht auf.)

Geront. Den Augenblick, Madame!

Die Gräfinn. Aber bewahren Sie mein Geheimniß?

Sechster Auftritt.

Die Gräfinn, (allein). Ach! nach so vielem Kummer wird das der erste Augenblick einer süßen Entzückung für mich seyn. Welch ein Sieg für mein Herz, wenn ich meinen Sohn mitten in der Nachricht, die ich ihm von seinen Aeltern geben werde, als Mutter überrasche! Ach! wie süß ist es, Mutter zu seyn! Aber wie theuer, wie theuer, ist mir dieser Name zu stehen gekommen; wie viel Aufopferung, wie viele Thänen hat er mich gekostet! Va-

ler

ler wird gewiß über meine Dreistigkeit, ihn aufzusuchen, erstaunen; er wird mich ohne Zweifel seinen Verweisen bloßstellen. Ich verdiene diese kleine Demüthigung einigermaßen, wegen meines so lange verschobenen Geheimnisses. Aber getrost, die zärtliche Mutter des Grafen von Meran soll alles wieder gut machen, was die stolze Gebieterinn des Valers verdorben hat. Da kömmt er. Ich muß mich durchaus zwingen, ruhig zu seyn.

Siebenter Auftritt.

Valer, die Gräfinn.

Valer, (sehr eilfertig und in einem etwas hitzigen Ton). Wie? gnädige Frau! In Aristens Wohnung?

Die Gräfinn. Vergeben Sie meinen Vorwitz, Herr Valer! Ich bin hergeeilt, aus ihrem Munde die Antwort auf das Billet zu hören, das ich heute Vormittag an Sie geschrieben.

Valer, (spöttisch). Und an Herrn Aristen addreßirt haben? Nicht wahr? O Sie haben mir einen sehr ruhigen Tag gemacht!

Die Gräfinn, (in eben dem Ton). Ich freue mich darüber.

Valer. Ich verdiente es auch wohl, dem Mistrauen des Herrn Arist bloßgestellet zu werden. Es ist wahr, ich habe Sie geliebet, gnädige Frau, und ich werde Sie zeitlebens hochschätzen. Aber ich muß Ihnen nur sagen, daß die stolze Art —

Die Gräfinn. Ich stolz?

Valer. Ja, die stolze Art, mit der Sie mir begegnet, hat mich auf einen ganz andern Entschluß gebracht.

Die Gräfinn, (lächelnd). Etwa gar Herrn Aristens Tochter zu heyrathen?

Valer, (gesetzt). Nun ja, damit Sie es nur wissen!

Die Gräfinn, (eben so gesetzt). Ich billige Ihren Geschmack. Das Mägdchen ist zwar nicht reich; aber so viel ich von Herr Geronten weiß, soll sie ein ganz gutes Herz haben.

Valer. Demüthigen Sie mich nur, Madame! demüthigen Sie mich nur! diese Gleichgültigkeit bekömmt in Ihrem Munde einen allerliebsten Ton. (Bitter). O! man kann sehr leicht einen solchen Ton annehmen, wenn man den Mangel der Zärtlichkeit durch baare Summen zu ersetzen weiß.

Die Gräfinn, (hitzig). Was, sagen Sie?

Valer. Daß Sie mich nie geliebt haben, daß Sie mich nur in Ihre Fessel gezogen, um durch Ihre Wohlthaten mich zu Ihrem Sclaven zu machen, daß Sie —

Die Gräfinn. Halten Sie ein, Herr Valer! Es ist Zeit, daß ich Sie aus einem Irrthum reise, in welchem Sie bisher gesteckt haben.

Valer. Wie so, gnädige Frau!

Die Gräfinn. Seit wie lange sind Sie aus Holland?

Valer. Seit — seit dem letzten Kriege.

Die

Die Gräfinn. Hieß Ihr Anverwandter zu Rotterdam nicht Arnold?

Valer. Ja! aber wozu das?

Die Gräfinn. Hat er Ihnen nichts von Ihren Aeltern erzählt?

Valer, (seufzt). Ach! Ja. Aber warum fragen Sie mich darnach?

Die Gräfinn. Was sagte man Ihnen?

Valer. Daß ich die unglückliche Frucht eines noch weit unglücklichern Vaters sey. (Die Gräfinn wendet sich etwas Seitwärts, um eine Thräne zu verbergen.) Was seufzen Sie, Madame!

Die Gräfinn. Fahren Sie fort, Herr Valer!

Valer. Er entdeckte mir, daß mein Vater meuchelmörderischer weise von einem Unbekannten, dessen Namen er mir aber nie hat nennen wollen, ermordet sey, daß meine Mutter kurz darauf verstorben, und eine Anverwandtinn in England sich meiner angenommen, und von Herrn Arnolden mich habe erziehen lassen.

Die Gräfinn. Kennen Sie diese Anverwandtinn nicht?

Valer. Ich habe Sie nie gesehen?

Die Gräfinn. Sie hätten sie nie gesehen? Ach!

Valer. Aber, (vor sich). Was vor ein Geheimniß steckt darunter? (laut) Gnädige Frau entdecken Sie mir. (vor sich) Ich weiß nicht! (laut) Sind Sie vielleicht —

Die Gräfinn. Ja, Herr Valer! Ich bin —

Valer. Ach! ich sterbe zu Ihren Füßen!

Die Gräfinn. Stehen Sie auf, Herr Valer! Seyn Sie ruhig. Ich bin diese Anverwandtinn. Um zu sehen, ob Sie der Geburt Ihres Vaters auch würdig denken möchten, habe ich Ihre Aufführung in der Nähe wollen kennen lernen. Ich wußte dieß nicht besser anzufangen, als daß ich Sie in mich verliebt machte. Die Liebe, Herr Valer! ist eine Leidenschaft, die über kurz oder lang auch die verborgensten Falten unsers Herzens entwickelt.

Valer, (der ihr die Hand küßt). O würdige Frau!

Die Gräfinn. Ja, liebster Valer! bloß aus dieser Ursache bath mich Ihre Mutter diese Reise hieher zu thun.

Valer. Was sagen Sie? Meine Mutter!

Die Gräfinn. Ja!

Valer. So hat mich Arnold betrogen?

Die Gräfinn. Herr Arnold ist ein ehrlicher Mann, und keines Betrugs fähig; zu allem, was er gethan, hat er Befehl gehabt.

Valer. Sie lebt? Und kann eines Sohnes vergessen, der während des langwierigen Krieges alle Lasten des Schicksals ausgestanden? der unverdienter Weise seinen Abschied erhalten, und itzt bloß von dem Eigensinne eines Mannes abhängt, dessen mistrauisches Herz ihm der Besitz seiner ganzen Glückseligkeit verweigert?

Die Gräfinn. Ach! sie vergißt Sie nicht.

Valer. Aber warum; ich beschwöre Sie, warum verbirgt sie sich vor mir. Ich will mich zu

ihren

ihren Füßen werfen, und sie wird den kindlichen Thränen nicht widerstehen. Meine Zärtlichkeit soll ihr die Augenblicke leid machen, die ich so lange von ihr entfernt habe zubringen müssen. Sie wird der Stimme der Natur Gehör geben.

Die Gräfinn. Ach!

Valer. Wie? Sie scheuen sich, mir zu antworten? (Kniet vor ihr) Ach, quälen Sie mich nicht länger, gnädige Frau!

Die Gräfinn, (die ihre Hände auf Valerens Schulter sinken läßt, und sich über ihn beugt.) Ach! mein Sohn! —

Valer. Ach! meine Mutter! (Er fällt ihr in die Arme, küßt darauf ihre Hand, und die Gräfinn hebt ihn auf)

Die Gräfinn. Ich danke dem Himmel, daß ich dich so sehe, wie ich mir dich immer gewünscht habe. Er giebt itzt der zärtlichsten Mutter den tugendhaftesten Sohn. Sey ein ewiger Freund der Tugend, mein Sohn! Sie ist der schönste Schatz, den du haben kannst. Bloß sie, und die edlen Gesinnungen, die sie deinem Herzen einflößt, können dich von dem Pöbel unterscheiden. Und wenn dir einmal das Glück zuwider seyn sollte, wenn es dich gar von der Höhe herunterstürzen sollte, darauf es dich vielleicht setzen könnte; so wirst du doch immer durch deine Art zu denken, über das Glück erhaben seyn.

Valer. Ach! in Ihnen, theureste Mutter! habe ich alles, Tugend und Glückseligkeit gefunden.

Aber liebste Mutter! warum? — Doch nein, Sie haben vielleicht Ihre Ursachen gehabt!

Die Gräfinn. Ich merke schon, was du mich fragen willst? Rede!

Valer. Was vor ein erstaunender Zufall hat für mich diese Glückseligkeit so lange verzögert?

Die Gräfinn. Die Furcht vor der Rache eines Wüterichs.

Valer. Rache? ein Wüterich?

Die Gräfinn. Ach! aus Ursachen, die ich dir schon einmal erzählen will, und aus welchen du, und alle junge Liebhaber Lehren der Vorsicht für sich ziehen können, ward dein Vater von einem Nebenbuhler umgebracht, dessen Händen wir beyde, und so wollte es die Nothwendigkeit, einer von dem andern getrennt, entfliehen mußten.

Valer. Nennen Sie mir diesen Unmenschen. Ich will Sie rächen, ich will meinen Vater rächen. Ach! nennen Sie mir ihn. Wer ist er!

Die Gräfinn. Der Graf Bertold!

Valer. Wer? Der Minister, der Aristen gestürzt hat!

Die Gräfinn. Ja dieser Unglückliche stieß den Dolch in das Herz seines unschuldigen Bruders.

Valer. Ach! halten Sie ein, gnädige Frau! (Gesetzt). Ich habe genug, der Himmel zeigt mir einen Weg der Unschuld ihre Rechte wieder zu geben. Itzt kann ich der Tugend einen dreyfachen Dienst erweisen. Bertold hat Aristen,

sten, den redlichsten Bedienten verfolgt und gestürzt. Er hat durch einen Brudermord mir einen Vater geraubt. Er hat meiner Mutter ihre Tage voll Kummer gemacht. — Wie viel Laster in einem einzigen Böswicht! Es geschieht der Tugend, es geschieht der ganzen menschlichen Gesellschaft ein Dienst, solche Ungeheuer zu vertilgen.

Die Gräfinn. Ich bedaure deine Hitze, mein Sohn! die ich nicht billigen kann, ohngeachtet sie vielleicht rechtmäßig ist. Kömmt es dir zu, das Werkzeug der Rache des Himmels zu seyn? Wer hat dir zu diesem schrecklichen Geschäffte den Beruf gegeben?

Valer. Die Natur!

Die Gräfinn. Nicht die Natur; deine Leidenschaft. Um einen Mord zu rächen, wolltest du einen neuen begehen? Und an wem? An deinem nächsten Verwandten? Nein, so wirst du nicht denken?

Valer. Ach könnte ich Ihnen doch nachahmen, theuerste Mutter!

Die Gräfinn. Das kannst du gewiß, mein Sohn! Du sollst in deiner Mutter allemal die beste Freundinn, und treueste Rathgeberinn finden.

Valer, (er kniet vor ihr und küßt ihr die Hand). Ach wie entzücken Sie mich!

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Arist, (der aber gleich an der Thüre des Saals stehen bleibt und Valeren vor der Gräfinn knien sieht).

Arist. Die Treulosen! und in meinem Hause? das ist zu viel! (Er geht eiligst ab).

Valer, (der Aristen gewahr wird und ihm nacheilen will.) Ach! Herr Arist! Hören Sie, Herr Arist!

Die Gräfinn, (die ihn zurück ruft). Bleib hier, mein Sohn! dieß ist eine Frucht seines Mistrauens. Es untersucht nichts, sondern glaubt lediglich dem Schein.

Valer. Aber ich wollte Sie um des Himmels willen keiner unangenehmen Begegnung aussetzen. Herr Arist wird gewiß wiederkommen. Er wird verstärkt kommen, und über seinen Sieg triumphiren. Mich deucht, ich höre ihn schon. (ängstlich) Ach! Frau Mutter! lassen Sie mich seine erste Hitze allein aushalten. Begeben Sie sich in dieß Cabinett, und gönnen Sie meiner Zärtlichkeit den Sieg, den sich Arist von seinem Mistrauen verspricht.

Die Gräfinn. So komm! Was wollte ich nicht alles für dich thun?

Valer. Geschwind! Herr Arist kömmt schon.

Neunter Auftritt.

Ariſt, Henriette, Valer.

Ariſt, (im Hereingehen zu ſeiner Tochter). Siehſt du, wie verwirrt er ausſieht?

Valer, (vor ſich). Ein Böſewicht würde in dieſem Augenblicke zittern.

Ariſt, (der näher tritt, und ſich zu Valeren wendet). Herr Valer! Ich muß ohne alle Umſchweife mit Ihnen reden.

Valer. Und ich werde Ihnen ganz gelaſſen und ruhig zuhören.

Henriette. Wie ſich der Treuloſe verſtellen kann!

Ariſt. Heute ſind es gerade anderthalb Jahre, daß Sie bey mir wohnen.

Valer. Ich weiß es ſehr wohl, und ich erinnere mich Ihrer Gutthaten nicht ohne Rührung.

Ariſt. Ich ſage Ihnen dieß nicht aus der Abſicht, Ihnen etwas vorzurücken. Wenn ich mich Ihnen gefällig bezeigt habe; ſo habe ich nichts weiter gethan, als was ein jeder ehrlicher Mann dem andern ſchuldig iſt. Allein, fragen Sie einmal Ihr Herz, und antworten mir, ob Sie mein Vertrauen. —

Valer. Ihr Vertrauen? O Herr Ariſt! nur dieſe größte Wohlthat hat mir immer gefehlt.

Arist. Fallen Sie mir nicht in die Rede; sondern hören mich erst aus. Ihr eigen Gewissen, meine Tochter, die Sie beschimpfen

Valer. Ich?

Henriette. Ach!

Arist. Und der Himmel, der alle unsere Handlungen sieht, alle die sollen Ihre Richter seyn. Haben Sie mich je des Zutrauens gewürdiget, daß ich von demjenigen mit Recht fordern kann, der mein Schwiegersohn werden will. Sie wechseln Briefe mit einer unbekannten Gräfinn, Sie wollen mein Haus plötzlich verlassen, und Sie haben so gar die Verwegenheit in diesem Saale, nahe bey dem Zimmer derjenigen Person, der Sie Ihr Wort gegeben, vor den Füßen einer andern zu knien. Ich überrasche Sie, und da ich wiederkomme und meine Tochter von der Untreue ihres Geliebten durch den Augenschein überführen will; so finden Sie Mittel das Frauenzimmer aus dem Hause zu schaffen. Herr Valer! ich nehme mein Wort wieder zurück. Meine Tochter kann niemals die Ihrige werden. Daß hieße die Galanterie zu weit treiben. Sie wissen nun meinen Entschluß, und können Ihre Anstalten darnach machen.

Valer. Ich würde meine Augen vor Scham nicht aufschlagen können, und Sie würden mich nicht besser haben bestrafen können, als mir alles dieses in Gegenwart derjenigen Person zu sagen, die ich anbethe, wenn Ihr Mistrauen wirk-

wirklich gegründet, und meine Rechtfertigung so schwer wäre. Herr Arist! theureste Henriette! diese Gräfinn, vor der ich gekniet, ist meine ganze Rechtfertigung.

Arist. Sie schläfern mich nicht wieder ein.

Henriette. Die schöne Rechtfertigung!

Valer. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Gräfinn vorstellen darf?

Henriette, (gesetzt). Was werden Sie noch alles wagen? mein Herr!

Arist. Ich bin kein Kind, Herr Valer! Ich lasse mich nicht betrügen. Freylich werden Sie schon Ihre Rolle so eingekleidet haben, daß sie einer wahrscheinlichen Geschichte ähnlich sehen muß. Und was würde am Ende herauskommen? Ich sehe schon alles vorher. Die Gräfinn würde vorgeben, sie sey etwa eine Anverwandtinn von Ihnen. Sie würde mich selbst um die Einwilligung mit meiner Tochter bitten. Sie, Herr Valer, würden sie heyrathen, aber nichts destoweniger in den Fesseln der Gräfinn bleiben. Die Liebe gegen Henrietten würde zuletzt bloß Pflicht, keine Neigung mehr seyn. Sie würden ein schlechter Ehemann, ein noch schlechterer Vater werden, und endlich das Register der Unglücklichen vermehren, die ihre Jugend in Ausschweifungen, und ihr Alter mit den quälenden Gedanken ihrer Jugendsünden zubringen. Herr Valer! Sie kennen mich.

Valer. Ja, Herr Arist! (Er geht nach dem Cabinet und sagt zur Gräfinn:) Kommen Sie, gnädige Frau, rechtfertigen Sie mein Herz, und reißen Sie

Herr

Herr Aristen aus seinem Irrthume. (Die Gräfinn nähert sich erst Herr Aristen und hernach Henrietten mit einer tiefen Verbeugung.)

Arist, (vor sich) Die Züge sind mir bekannt. (Laut) Madame! haben wir uns nicht irgendwo gesehen?

Die Gräfinn, (seufzt.) Ach! ja, Herr Arist!

Henriette. Welch ein neuer Zufall?

Arist. Sagen Sie mir. — Sind Sie nicht. — Doch nein, die ist ja längst todt.

Die Gräfinn. Erinnern Sie sich noch des unglücklichen Grafen von Meran?

Arist, (der sie umarmt.) O! wie überraschen Sie mich! Herr Valer! Ach! meine Tochter! Das ist die würdigste und unglücklichste Frau, die ich in meinem Leben gekannt habe!

Valer. Aber auch die zärtlichste Mutter, die ich mir jemals würde gewählet haben!

Arist. Wie so?

Die Gräfinn, (auf Valeren zeigend.) Das ist mein Sohn!

Henriette. Ihr Sohn?

Arist. Himmel! was sagen Sie?

Die Gräfinn. Ja, Herr Arist! das ist der Unglückliche!

Henriette. Ich erstaune.

Arist. Mich kostet die Flucht Ihres Gemahls, die ich vor meinem Bruder bis auf diesen Tag geheim gehalten, meine Ehrenstellen und mein Vermögen. Der unersättliche Graf Bertold wußte den Antheil, den ich daran genommen, und die Unterstü-

terstützung, die ich Ihrem unglücklichen Gemahl geleistet hatte. Sie wissen, Madame! was ein beleidigter Minister wagen kann, der kein Gewissen hat, und bloß seine Rache zu befriedigen suchet. Kurz, ich mußte das Opfer seiner Rache werden. Man klagte mich dieses Raubes wegen an. Ich ward nicht gehöret, und wie konnte ich auch gehöret werden; ich hatte es mit dem zu thun, der das Ohr des Fürsten ist. Mein Vermögen ward eingezogen, und ich verlor meine Bedienung.

Die Gräfinn. Ich biete Ihnen mein ganzes Vermögen an.

Arist. Sie beschämen mich durch Ihre Großmuth. Doch Sie müssen mir alle Ihre Unglücksfälle erzählen.

Die Gräfinn. Die sind nicht kurz; und ich werde schon einmal Gelegenheit haben, Sie damit bekannt zu machen. Itzt aber kömmt es auf Sie an, mein Herr, mein erlittenes Unglück wieder gut zu machen.

Arist. Auf mich? Mit Freuden! Befehlen Sie nur.

Die Gräfinn. Mein Sohn liebt Ihre Fräulein Tochter.

Henriette. Ach! nun lebe ich wieder auf!

Die Gräfinn. Ich billige diese Wahl. (Zu Henrietten) Lieben Sie meinen Sohn?

Henriette. Ob ich ihn liebe? (Sie läuft zur Gräfinn und küßt ihr die Hand) Ach! gnädige Frau! Schlüßen Sie aus meiner Entzückung auf mein Herz!

Valer. O! beste Mutter!

Die Gräfinn. Was sagen Sie? Herr Arist!

Arist. Es ist wahr, Madame! unsere Kinder lieben sich, und ich bin auch gar nicht abgeneigt ihnen meine Einwilligung zu geben. Allein, ich habe doch meine Ursachen, die Vollziehung ihrer Heyrath bis auf eine gewisse Zeit zu verschieben.

Die Gräfinn. Und wie lange noch?

Arist. Bis ich erst werde todt seyn.

Henriette. Ach! leben Sie, Herr Vater! Um einen so traurigen Preiß mag ich Valerens Herz nicht.

Valer, (vor sich.) Der ewige Widerspruch!

Die Gräfinn. Und die Ursache?

Arist. Madame. Ich lebe hier allein mit meinem Bruder. Meine Tochter ist meine einzige Hülfe bey meinem kränklichen Zustande.

Valer. Herr Vater, erlauben Sie mir, daß ich Sie so nenne. Wir wollen beständig bey Ihnen wohnen.

Arist. Ganz gut! ganz gut! Ich rede aus der Erfahrung. Wenn ihr beyde, Sie, Herr Valer! und du, meine Tochter! erst mit nichts als mit eurer Liebe werdet beschäfftiget seyn, wenn eine Familie dazu kömmt, wenn Geschäffte, Gesellschaft, Zerstreuung, und alle dergleichen Dinge, die uns unsere Stunden stehlen, euch eure Augenblicke erst so kurz zumessen, wo soll alsdann noch die Zeit der Sorgfalt für euren alten Vater herkommen? Ich traue eurem guten Herzen sehr viel, meine Kinder. Aber unter dergleichen Umständen, die ich euch eben

erzäh-

erzählet habe, verfliegt die Liebe der Kinder gegen ihre Aeltern gemeiniglich wie ein Traum. Heut zu Tage denkt die Jugend kaum daran, daß es alte Leute giebt.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen und Johann.

Johann, (mit einem Briefe an Aristen.) Von der Post!

Arist, (welcher erst stutzt, indem er den Brief liest, dann spricht er:) Himmel! wie gerecht sind deine Wege! Hören Sie nur, was mir mein Correspondent schreibt: „Ihr Verfolger, der Graf von Ber„told, ist in einem Zweykampf geblieben. Der Hof „hat kurz vor seinem unglücklichen Ende das Un„recht entdecket, das man Ihnen, mein Herr, zu„gefüget. Man weiß auch, daß Herr Valer, der „sich bey Ihnen aufhält, der Sohn des unglückli„chen Grafen von Meran ist. Ihre Güter wird „man Ihnen wieder überliefern, und ich hoffe sogar „Ihre Bedienung, wenn Sie darum anhalten.„ — Was sagen Sie dazu?

Die Gräfinn (zu Valeren.) Da kannst du sehen, mein Sohn, daß die Rache des Himmels deine Hände gar nicht bedurfte.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen.

Geront, Heinrich und Cathrine,

(welche die Neubegierde herbeylockt.)

Geront. Heysa! lustig! die Stürme haben sich gelegt. Der Wind bläst in die vollen Segel; und endlich kommt ihr in den Hafen.

Arist. Welch eine Veränderung, Bruder!

Geront. Die gnädige Frau ist die Mutter des Grafen von Meran. Herr Valer ist dieser Graf. Sein Onkel ist zur Hölle gefahren. Euch Bruder, giebt man eure Güter wieder. Und meine Muhme wird heute noch mit ihrem lieben Grafen zu Bette gehen. Seht Bruder! ich weiß alles.

Valer. Ach! Sie wissen noch nicht alles, Herr Geront! Mein Glück ist noch nicht entschieden! Herr Arist zieht es noch in die Länge.

Geront. Und die Ursache?

Valer. Er befürchtet eine Abnahme in unserer Zärtlichkeit gegen ihn, sobald Henriette ganz die Meinige seyn wird.

Geront. Was vor Grillen, Bruder!

Die Gräfinn, (zu Aristen.) Nehmen Sie mir meine Freymüthigkeit nicht übel, Herr Arist! Wir haben beyde die Absicht, unsere Kinder glücklich zu machen. Nicht wahr?

Arist. Ich habe auf nichts mehr gedacht.

Die Gräfinn. Wir haben auch beyde die Mittel, ihnen ihr Glück nicht sauer zu machen. Sie

schü-

schützen zwar eine Ursache vor, warum Sie gerne wollten, daß diese Verbindung erst nach Ihrem Tode vollzogen würde, weil Sie besorgen, daß Fräulein Henriette sonst nicht die gehörige Sorgfalt für Ihr Alter mehr haben möchte, welche Ihnen so nothwendig ist. Allein, dieß ist eine bloße Frucht Ihres Mistrauens, das mir Herr Geront so deutlich geschildert hat. Da ich die Ehre haben soll, Ihre nächste Verwandtinn zu werden; so hoffe ich gewiß, Sie werden mir meine Gedanken, die ich von dieser Ihrer Schwachheit hege, nicht übel deuten.

Arist. Im geringsten nicht, Madame!

Geront. Das kann mein Bruder nicht, gnädige Frau! gewiß nicht!

Die Gräfinn. Sie haben sich selbst, Henrietten, und meinem Sohne, viel unnöthige Quaal verursachet. Die Aufführung meines Sohnes schien Ihnen verdächtig. Aber hätten Sie es nur wie Ihr Herr Bruder gemacht, und nicht gleich Mistrauen geschöpft. Deswegen schrieb ich Ihnen. Warum konnten Sie nicht untersuchen? Es ist wahr, Ihr Mistrauen hat einen ganz guten Grund. Aber mit allem dem können Sie doch betrogen werden. Es ist die erste Anlage zu einem Menschenfeinde. Sie verlangen, daß alle Menschen so denken sollen, wie Sie. Aber ist das wohl möglich? Nehmen Sie mir es nicht übel. Ein Bischen Galle liegt mit darunter verborgen. Der Hof, Ihre und meine Anverwandte haben Ihnen die empfindlichsten Streiche gespielet; und nun sind Ihre Kinder und

alle Menschen eben so undankbar, als der Hof und unsere Verwandte.

Geront. Bruder! die versteht Moral! Zehn Prediger, wenn sie über euren Charakter reden sollten, würden euch das nicht sagen. Sie hat bey meiner Ehre Recht. Ich habe es euch immer gesagt; aber mir wolltet ihr nie glauben. Ich konnte es euch zwar nicht so fein sagen, inzwischen sagte ich es doch immer auf meine einfältige Art so weg. Aber bin ich wohl gehöret worden? Schönen Dank!

Arist. So soll es itzt geschehen. Madame! Bruder! wenn ich gegen Valeren und gegen meine Tochter einiges Mistrauen habe blicken lassen; so ist es bloß aus Zärtlichkeit gewesen. Freylich, hat mein eigener Vortheil auch bisweilen mit Antheil daran gehabt. Allein wir wollen dieß nicht weiter untersuchen. Wir haben alle unsere Schwachheiten, und diejenigen sind, deucht mich, am unschuldigsten, die aus einer übertriebenen Liebe zur Rechtschaffenheit entspringen. Ich will alles wieder gut machen. Der Ehecontract soll sogleich aufgesetzt werden.

Valer, (zu Henrietten.) Wie glücklich bin ich, theureste Henriette!

Geront. Noch eins, sonst wird aus der ganzen Heyrath nichts!

Valer, (vor sich.) Nun kömmt der wieder mit seinen Hindernissen. (Laut) Herr Geront! Ich meynte Sie wollten unser Glück?

Geront. Was sonst?

Valer. Was wollen Sie denn mit Ihrer Bedingung. Lassen Sie es immer so gut seyn.

Geront. Nein durchaus nicht! Ich werde doch noch wohl Macht zu reden haben?

Die Gräfinn. Schweig, mein Sohn!

Valer. Ich möchte rasend werden!

Henriette. So sagen Sie doch nur, Herr Vetter!

Geront. Unter keiner andern Bedingung gebe ich meine Einwilligung, als daß ich die Hochzeit ausrichte, und das junge Ehepaar zehntausend Thaler zur Morgengabe von mir annehme.

Henriette und Valer, (fast zu gleicher Zeit.) Ach! Herr Vetter! Ach! Herr Geront!

Heinrich. Das ist ein Punct, der bey mir keine Schwierigkeit machen sollte!

Die Gräfinn. Welche Großmuth!

Arist. Abermals eine Probe von dem schönen natürlichen Herzen meines Bruders!

Johann (zu Cathrinen.) Wenn wir doch auch so einen alten lieben Vetter hätten?

Cathrine. Wenn du ihn nicht hast; ich weiß keinen.

Johann. Wir haben in unserer Familie, seit wir von Ur-Ur-Vater an in adelichen Häusern gedienet, zwar noch nähere Verwandte, als Vettern bekommen; aber ich halte es doch immer lieber mit einen angebornen reichen Vetter, als mit einem durch die Hinterthüre der Liebe eingeschlichenen Schwager.

Arist, (zu Valeren, indem er ihn zu seiner Tochter führet, und ihre Hand in Valerens Hand schließt.)

Empfangen Sie, mein Sohn! und diesen süßen Namen werde ich Ihnen beständig geben; empfangen Sie die zärtlichste und tugendhafteste Frau aus den Händen eines Vaters, der ihr Herz selbst gebildet, und der heute die Früchte des guten Herzens so reichlich einerndtet. Seyn Sie der beste Ehemann. Lieben Sie meine Tochter, und lassen Sie das niemals bloß Pflicht werden, was Sie ihr bald vor dem Angesichte des Himmels aus Neigung versprechen wollen. Vergeben Sie mir die kleine Quaal, die ich heute Ihrem Herzen gemacht. Ich habe eben so viel dabey empfunden, als Sie. (Zu seiner Tochter) Und du, Henriette! liebe deinen Mann mit aller Zärtlichkeit deines Charakters; aber vergiß auch nicht einen kleinen Antheil dieser Zärtlichkeit für die Jahre deines alten Vaters aufzuheben. Der Himmel segne euch, meine Kinder! (Sie küssen ihm beyde die Hände,) (indem er sich zur Gräfinn wendet) Madame! Sie müssen bey uns bleiben! Wir wollen künftig nur eine Familie ausmachen.

Die Gräfinn. O mit Freuden!

Geront, (zu Johann und Cathrinen.) Ich sehe es diesen beyden Kindern an, daß sie was auf ihren Herzen haben.

Johann. Ach! ja, wir wollten auch gern mit zur Familie gehören.

Ariſt. Du, und Cathrine?

Cathrine. Ja, Herr Ariſt!

Henriette. Ich glaubte, du würdest dem Johann in deinem Leben nicht wieder gut.

Cathrine. Die Liebe zankt sich ja wohl, gnädiges Fräulein!

Arist. Ich bin es zufrieden. Verheyrathet euch.

Johann, (der sich ganz schüchtern Geronten nahet.) Herr Geront!

Geront. Was willst du, Johann!

Johann. Um eine einzige Gnade möchte ich Sie ersuchen?

Geront. Laß hören!

Johann. Wollten Sie nicht nur auf einen Augenblick auch unser Vetter seyn?

Geront. Ich verstehe dich schon. Geh nur. Ich richte die Hochzeit aus, und gebe euch tausend Thaler zu eurer Einrichtung. (Sie küssen beyde Geronten die Hände.)

Heinrich. Zum Henker! daß sich noch kein Mägdchen in mich verlieben will. Itzt könnte ich mir auch tausend Thaler erkuppeln.

Geront, (zum Johann.) Allein, ich habe eine einzige Bedingung dabey.

Johann. So?

Geront. Nie wieder in Cathrinen ein Mistrauen zu setzen.

Heinrich. Auch mich nicht wieder zum Duell herauszufordern.

Johann. O! mein Herr! tausend Thaler können alles Mistrauen aus dem Kopfe verbannen. Das Heyrathsgut, das eine Frau mitbringt, macht einem Manne eine recht eiserne Stirne. Er sieht, hört und fühlt gar nichts mehr.

Arist. Der Narr hat mich in seiner ganzen Aufführung copiren wollen. Aber gerade immer so unglücklich, wie die schlechten Schriftsteller, die hie und da etwas borgen; selten das Gute, und auch das Gute, was sie noch stehlen, durch ihre Zusätze wieder verschlimmern.

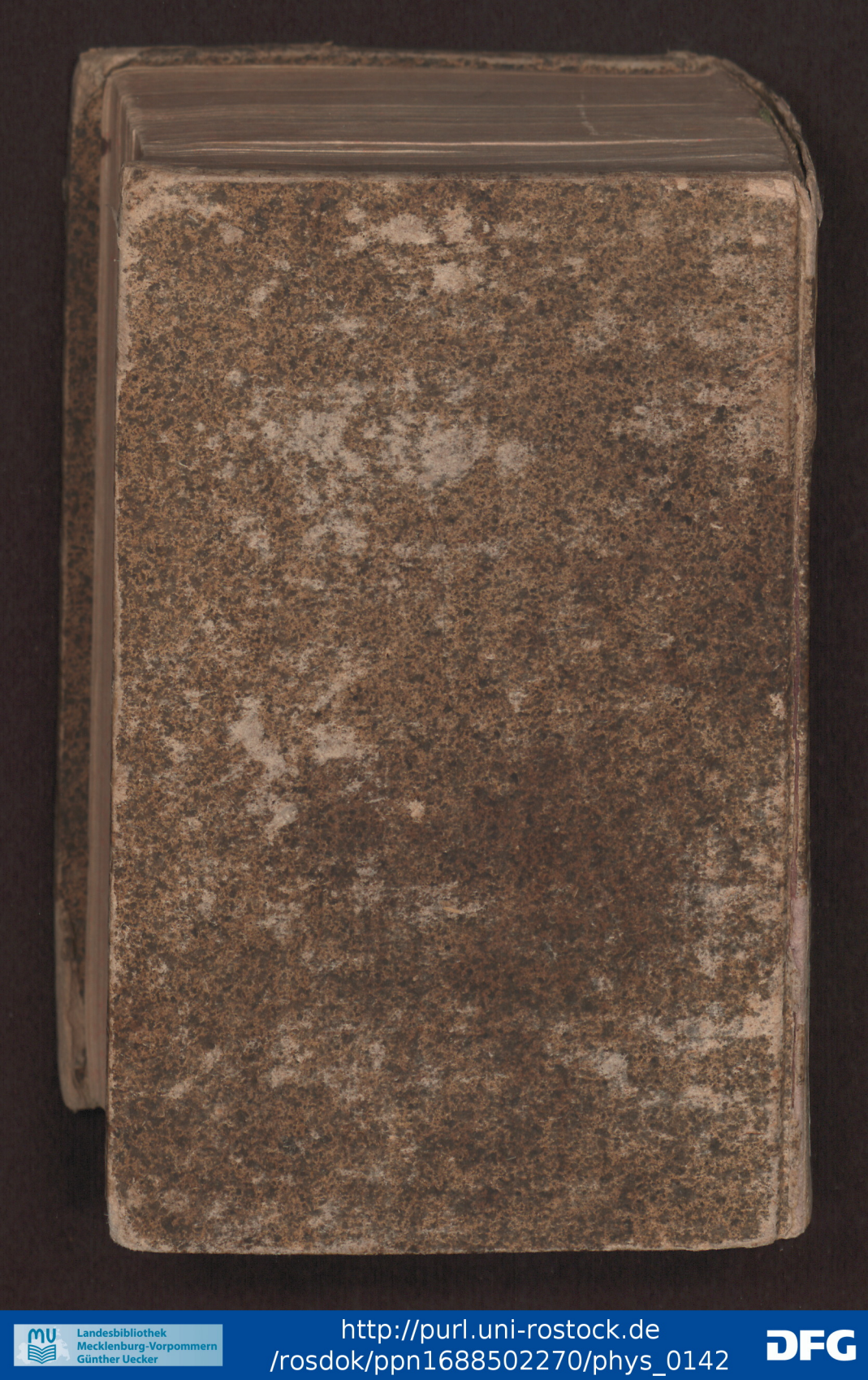
(Indem er der Gräfinn die Hand reicht, und sich gegen seine Kinder wendet):

Kommt, meine Kinder!

Ende des Lustspiels.

LBMV Schwerin
002 505 819
33

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1688502270/phys_0141
DFG


Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1688502270/phys_0142
DFG

Hargagon. Wenn es Ihnen nur um dieses z
ist, so will ich die Dose gerne behalten, u
Sie nicht schweeren, um dieses Geld ist
nicht zu theur; ich schnupfe zwar nicht. -

(Herr v. Grifon nimmt Taback, und Hr. Harpa
der den Augenblick gesagt, er schnupfe nicht, langt auc

Dann einerseits verwende ich mein Geld lie
etwas nutzlichers, und anderseits eckelt
recht ab denen gefleckten Schnupftüchern; i
dergleichen Land-Charten, welche mit Tab
übermahlet sind, nicht gern. Beliebt es
indessen nicht auch ein wenig zu sitzen, e
besser, als stehen.

Herr v. Grifon. Ich bin in der That nicht
indessen will ich mich doch ein wenig setzen
Sie es erlauben. Aber halte ich Sie nic
dem Nachtessen ab?

Harpagon. Im geringsten nicht; der Sinn
mir noch nicht dran. Ich kan Ihnen ver
es wäre nicht das erste mal, daß ich unge
Beth gienge: Meine ganze Mahlzeit
manchmal nur aus einem Pfeifgen Taba
ich schlafe mehrentheils ruhiger und leicht
wenn ich zu Nacht geessen habe.

Herr v. Grifon. Das könnte ich bey mein
wissen nicht ausstehen, so jung und ges
bin; Sie werden sich aber ohne Zweifel
Abendessen darnach richten, damit Sie
die Nacht ausdauren mögen.

Harpagon. Ey! dessen bin ich gar nicht g
ich hab mein Lebtag niemal des Abend
geessen, so alt ich bin, ausgenommen,

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1688502270/phys_0143
DFG